AUSFAHRT DER WIKINGE

Schulwandbild des Pestalozzi-Fröbel-Verlages, Leipzig von Jung-Ilsenheim

Karl Michaelsen

Germanische Moorstraßen

„Wahrlich es wäre hohe Zeit, endlich auch der Überbleibsel aus den fernen Zeiten erhaltend zu gedenken, welche uns erinnern an unsere tapferen Vorfahren, die in männlicher Kraft und trotzigem Sinn uns die Muttersprache, unser Sein, in mehr als 33jährigem Ausharren im Kampf und Sturm wider den übermächtigen römischen Feind mit ihrem Blute retteten." Fr. v. Alten: Die Bohlenwege, 1889.

Wohl kein Gebiet Deutschlands ist in seinem Landschaftsbild seit der Nacheiszeit einem derartigen Wechsel unterworfen gewesen, wie das nordwestdeutsche Tiefland, besonders in seinen küstennahen Gebieten. Hier bilden Moore und Marschen die mächtigsten erdgeschichtlichen Neubildungen der Zeit seit dem endgültigen Rückzug des Eises. Zurückverfolgbar bis in das 10. Jahrtausend v. d. Ztr. ist das Festland hier periodischen Hebungen und Senkungen unterworfen gewesen mit überwiegender Senkung, deren Maß längs der Nordseeküste schwankt. Dadurch sind weite ehemals besiedelte Gebiete unter dem Ansturm des „Blanken Hans" versunken, nachdem vorher große Teile durch die Sturmfluten zu Marschen aufgeschlickt waren. Dem offenen Angriff des Meeres kam das aufsteigende und an den tiefsten Stellen austretende Grundwasser im sinkenden Lande entgegen. Weite Geländemulden wurden in den Regenmonaten überflutet, die sich in den trockeneren Zeiten allmählich in Sumpf und Morast mit üppigem Pflanzenwuchs verwandelten. Auch heute würden diese Vorgänge ungehemmt weiter wirken, wenn nicht Deiche, Siele und Pumpwerke das tiefgelegene Land schützen und künstlich entwässern würden.

Aus Sumpf und See schufen die Pflanzengesellschaften der feuchten Wiesen und Sümpfe Niederungs- und Hochmoore, alles, Wiese, Feld und Wald unter sich begrabend, aber als Moore gleich nahrungsarm für Mensch, Tier und Pflanze. Bereits im Boreal der Mittleren Steinzeit begann die Vermoorung. Ohnmächtig stand der vorzeitliche Bauer von der Jungsteinzeit bis in die Zeit des ersten Deichbaus, etwa im 11. Jahrhundert n. d. Ztr., dem unaufhaltsam vordringenden Naturgeschehen gegenüber, dessen tiefere Ursachen er nicht kannte, das ihn aber langsam und sicher von Hof und Scholle vertrieb. Kein Wunder, wenn ihm das Sumpfmoor erschien als der „Aufenthalt geheimnisvoller Gewalten und Götterwesen — nebelumwobener Schauplatz spukhafter Vorgänge und trauriger Unglücksfälle, heimlicher Verbrechen und grausamer Strafverfahren" (1).

Aus Kulturgeschichte und Geschichte sind die Auswirkungen der großen Mooreinbrüche genugsam bekannt. Abriegelnd und kulturhemmend, allen friedlichen Zwecken feindlich, boten sie zwar dem Ortskundigen Schutz und Zuflucht in Kampf und Gefahr, aber stets wird der seßhafte Anwohner versucht haben, das unheimlich wachsende Hindernis wenigstens durch Überbrückung zu meistern. Machte doch der schon seit der Jüngeren Steinzeit einsetzende lebhafte Handel die Wegbarmachung der Moore zu einem dringenden Erfordernis. Erst seit dem 16. Jahrhundert kennt man eigentliche Moorsiedlungen mit systematischer Entwässerung und Bewirtschaftung.

Der Schichtenaufbau eines Moores ist nicht einheitlich. Sehr häufig zeigt sich eine Zweiteilung in den unteren älteren sog. schwarzen Moostorf mit hohem Zersetzungsgrad und den oberen jüngeren hellen Moostorf mit teilweise erhaltenen Resten der ihn aufbauenden Pflanzen. Beide sind durch eine Schicht besonders hochgradiger Zersetzung getrennt, dem sog. Grenztorf. Er bildet den Grenzhorizont, der vom Bremer Moorforscher C. A. Weber zuerst gekennzeichnet und versuchsweise auch zeitlich eingeordnet wurde. Er ist in allen normal aufgebauten älteren norddeutschen Mooren nachweisbar und muß in einer Trockenperiode entstanden sein, deren klimatische Bedingungen nicht nur zu einer Einstellung des Moorwachstums führten, sondern sogar zu einer weitgehenden Verwitterung der damaligen Oberfläche des älteren Moostorfes. Der Grenztorf ist für die Moorgeologie ein wichtiger Festpunkt, der wegen der Schwierigkeit der Festlegung des für seine Bildung notwendig gewesenen Zeitraumes, der Grenzhorizontzeit, nur zu seinem Anfang oder Ende zeitlich erfaßt werden kann. Im allgemeinen wird von unseren Moorforschern der Zeitpunkt des Wiederbeginns des Moorwachstums (im Subatlantikum) um 700 v. d. Ztr. angenommen, eine Zahl, die den folgenden Datierungen zugrunde gelegt werden soll.

Die senkrecht gemessene Moormächtigkeit ist von lokalen Wachstumsbedingungen abhängig, trotz des eigenen Grundwasserstandes der Hochmoore und gleichmäßiger Nährstoffarmut. Sie gibt daher für die Bestimmung des Alters eines Moores keine Anhaltspunkte. Ebenso ist infolge des verschiedenen Zersetzungsgrades des unteren und des oberen Moostorfes der zu er-

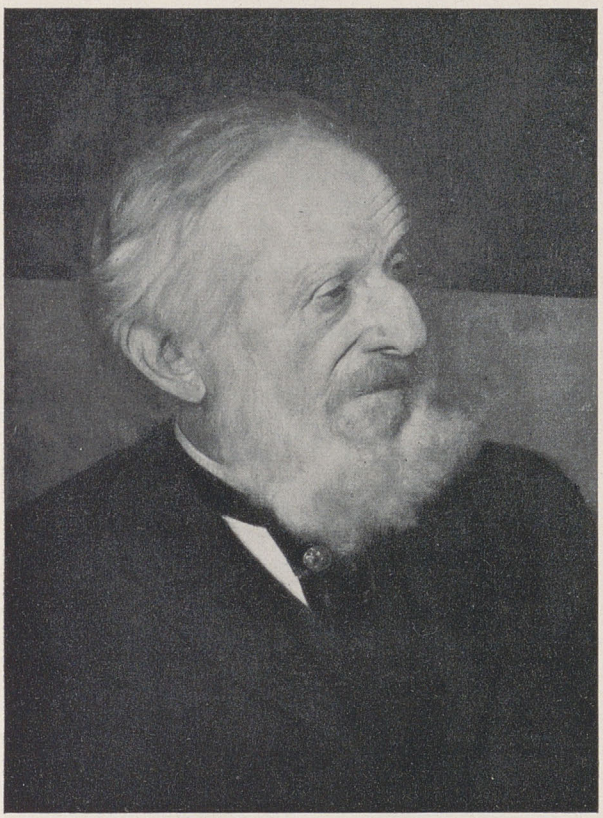


ABB. 1. FRIEDRICH VON ALTEN

rechnende durchschnittliche Wachstumsbetrag für die beiden Moorstufen nicht einheitlich. K. Pfaffenberg (2) schätzt ihn für den älteren Moostorf der Diepholzer Moore auf 1 mm in 2,13 Jahren, für den jüngeren auf 1 mm in 1,24—1,34 Jahren. Diese Zahlen geben dem Vorgeschichtler einen ersten rohen Anhalt vom Alter seiner Funde. Allerdings muß dabei der verschiedene Grad der Entwässerung des Moores mit berücksichtigt werden. Hat man doch beobachtet, daß Moore durch künstliche Entwässerung mehrere Meter ihrer Höhe eingebüßt haben und immer noch weiter zusammensinken. Verstärkte Oberflächenbearbeitung und vor allen Dingen die früher gern geübte rohe Brandkultur haben starken Schwund der jüngsten Schichten des hellen Torfes verursacht, so daß Höhenmaßangaben zweckmäßig vom Sanduntergrunde aus geschehen.

Schon wegen ihrer räumlichen Ausdehnung werden seit Beginn der Nutzbarmachung der Moore die Moorbrücken (Knüppeldämme und Bohlenwege) zu den ersten Moorfunden zu rechnen sein. Ihre Entdeckungsgeschichte ist deshalb so alt wie die Moorabgrabung selbst. Der Philologe J. Lipsius berichtet schon 1607 von Bohlenwegen aus der Lingener Gegend (Ems). 1697 wurde diese Nachricht vom Geographen Menso Alting übernommen, und 1784 erschienen die Wege auch als pontes longi im „Atlas der alten Welt" von d'Anville. Bei diesen Nachrichten handelte es sich um einen ausgedehnten Bohlenweg von 25 km Länge und 3—3,5 m Breite, der quer durch das Bourtanger Moor von Valthe über ter Haar auf holländischer Seite nach Dankern im Emsgebiet verläuft. Die Kunde von ihm ging aber völlig verloren, bis er 1818 wieder entdeckt wurde und mit der Bezeichnung „Römerweg" weiteste Kreise beschäftigte. Schon vorher, 1817, hatte der oldenburgische Vermessungsbeamte Nieberding in den „Oldenburgischen Blättern" berichtet, daß einige Jahre vorher drei quer durch das große Moor zwischen Lohne und Diepholz verlaufende „Blockwege" entdeckt worden seien, die, „sehr alten Ursprungs", nach seiner Meinung wohl als die pontes longi des Tacitus aus der Zeit der römischen Heerzüge in Westgermanien stammen könnten. Er sprach es auch zum erstenmal aus, daß es sich, nach jenem berühmt gewordenen Bericht des Tacitus, Annalen 1, 61 und 63, um den Rückzug des Unterfeldherrn Caecina im Jahre 15 n. d. Ztr. handeln könne, der jene pontes longi benutzen und versuchen sollte, „sobald als möglich über die langen Brücken hinwegzukommen". Andere damalige Autoren hielten den holländischen Moorweg für bedeutend jünger und behaupteten, der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, solle bei seinen Kriegszügen gegen die Niederlande noch 1665 diesen Weg angelegt haben, ähnlich wie

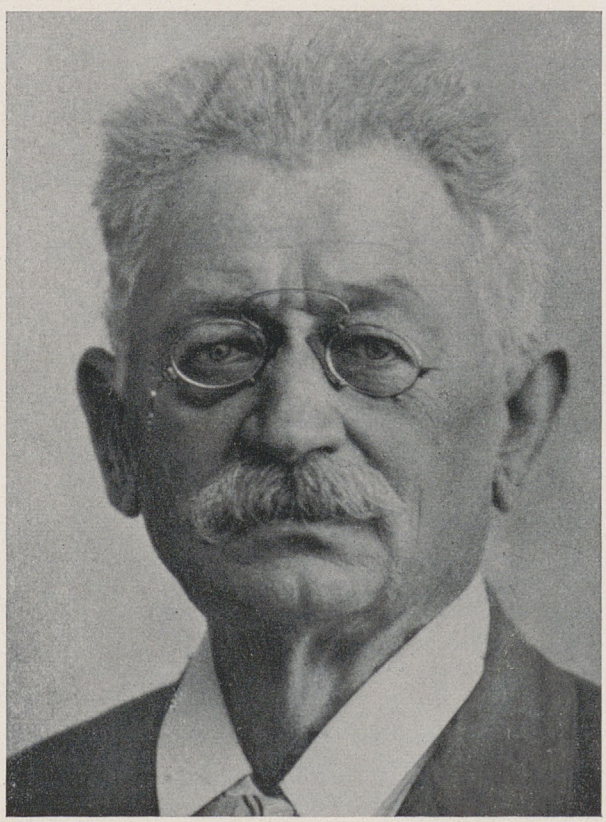


ABB. 2. HUGO PREJAWA

in einem anderen Falle der Bischof von Osnabrück, der bei Wittenfeld unter Aufbietung vieler Menschenkräfte einen auch im Winter gangbaren Weg durch das Moor gebaut haben soll. In den verschiedensten Heimatblättern in Niedersachsen wogte damals der Streit der „Autoritäten" unter Philologen und Historikern vom grünen Tisch aus hin und her und wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts nach neuen Untersuchungen vorläufig dahin entschieden, daß der römische Ursprung der Brücken gegen alle Einwände als feststehend angesehen wurde.

Unter diesen neuen Forschungen an den Bohlwegen des Weser-Emsgebietes zeichneten sich durch Abkehr vom vorwiegend historischen Standpunkt und durch vermehrte und sorgfältige Erfassung des Tatsachenbestandes besonders aus die des oldenburgischen Kammerherrn Friedrich v. Alten und die des Leiters des Diepholzer Hochbauamtes Hugo Prejawa. Der Osnabrücker Gymnasialdirektor Friedrich Knocke suchte als begeisterter Geschichtsforscher im alten Stil zwischen der Geschichte und der Spatenforschung zu vermitteln.

Der Intendant der Großherzoglich Oldenburgischen Museen, Fr. v. Alten (Abb. 1), hat für die Oldenburger Denkmalpflege, für die Altertümersammlung des Museums und für die wissenschaftliche Vorgeschichtsforschung gleich Bedeutendes geleistet. Er betrieb 1873—1879 seine Untersuchungen der oldenburgischen Moorbrücken vorwiegend von archäologischen Gesichtspunkten aus. Später bezog er auch die entsprechenden Anlagen aus dem weiteren Weser-Emsgebiet in seine Forschungen ein. 1889 faßte er seine Arbeiten in der Abhandlung: „Die Bohlenwege im Flußgebiet der Weser und Ems" zusammen (3). Trotz vieler Einwände und Bedenken seinerseits vermochte er sich nicht aus dem Banne der vorgefaßten Meinung über die römische Herkunft seiner Forschungsobjekte zu lösen. Nur die Bohlenwege, nicht die einfacher gebauten Knüppeldämme, die er sehr wohl kannte, deren Erforschung er aber keine besondere Bedeutung beilegte, sollen nach seiner Ansicht der fortgeschrittenen römischen Technik und Baukunst zuzuschreiben und nicht nur für strategische Zwecke, sondern auch zugunsten des römischen Welthandels erbaut sein. Bei ihm war deshalb vielfach das Bestreben maßgebend, klare Beweismittel zur Feststellung des römischen Ursprungs bestimmter Wegzüge aufzufinden. Gleichwohl machte ihm die genaue Unterscheidung der „Römerwege" von den Knüppeldämmen große Schwierigkeiten. War es ihm auch bekannt, daß letztere in größerer Zahl vorkommen, so vermochte er doch naturgemäß keine klare Begriffsbestimmung etwa nach Technik und Baustoff zu geben, sondern ließ alle Übergangsstufen zu den Römerwegen zu. So unterschied er unter den nichtrömischen Wegen für die Dauer berechnete „Kirch- und Prozessionswege" oder auch „Hölzerne Straßen" aus den ersten Jahrhunderten n. d. Ztr. bis in das 16. Jahrhundert hinein und daneben einfachste Knüppeldämme von primitiver unregelmäßiger Bauart, als Zuwegungen zu den Mooren oder Überbrückungen von morastigen Grundstücken.

Seine Hauptgründe für den römischen Ursprung seiner „echten" Bohlenwege waren:

1. ihre gleiche Himmels- und Baurichtung von Westen nach Osten, beurteilt nach ihrem Verlauf in der Vormarschrichtung der Römer von der Ems aus und nach dem ziegelartigen Übergreifen der aufeinanderfolgenden keilförmig gespaltenen Bohlen;

2. die vorgeschichtlichen Funde, die auf den Bohlenwegen und in ihrer Nähe und weiter auf der benachbarten Geest gemacht worden waren und die auf die Anwesenheit oder Nähe der Römer hinweisen sollten;

3. die grundsätzlich gleiche Bauart aus mit Beil und Keil, ohne Säge gespaltenen und geglätteten Bohlen von ca. 3 m Breite, in einer oder mehreren Lagen übereinander, die Fahrbahn mit Soden oder Sand bedeckt, mit Seitensticken durch viereckige Löcher oder durch Verzahnung mit dem Unterlager verbunden, in gleichmäßiger Tiefe im „weichen Torf".

„Eine solche bestimmt ausgebildete Kriegstechnik hatten aber nur die Römer." Da, wo ein ähnlicher Aufbau bei den „Hölzernen Straßen" vorkam, der seiner eingehenden Beobachtung nicht entgangen war, setzte er sich darüber, als von den Römern übernommen, hinweg.

v. Alten, der 1894 starb, muß noch wesentliche Ergebnisse der Moorstraßenforschungen Prejawas kennengelernt haben. Dieser hatte 1893, als Kreisbauinspektor in Diepholz, nach vorangegangenen Untersuchungen, von der preußischen Unterrichtsverwaltung den Auftrag zu einer planmäßigen Aufnahme der schon von Nieberding entdeckten Bohlenwege im Großen Moor zwischen Lohne und Diepholz erhalten, nachdem 1892 in einem Erlaß des preußischen Kultusministeriums die Kartierung der vorgeschichtlichen Denkmäler und damit auch jener Bauwerke gefordert worden war. Beiden Forschern war auch die Zweiteilung des Mooraufbaus in weißen und schwarzen Torf bekannt, und sie benutzten diese Tatsache zur Zeitansetzung, indem die im oberen jüngeren Moostorf gelegenen Anlagen als nachrömisch oder sogar mittelalterlich, die im schwarzen älteren Moostorf aber um so sicherer als römisch angesehen wurden.

Gemeinsam erkannten sie auch die dringende Notwendigkeit des Denkmalschutzes für diese kulturgeschichtlich so wertvollen Bauwerke, deren gänzliche Zerstörung unter der rasch vordringenden Moorkultur nur eine Frage der Zeit sein konnte.

Ihre Hinweise an die beteiligten Kreise waren Mahnrufe und Verpflichtungen zugleich, die damals aber zu schnell in Vergessenheit gerieten und heute wieder stärker denn je erhoben werden müssen.

Wenn auch v. Alten schon hier und da versucht hatte, seine Beschreibungen der einzelnen Bohlenwege durch anschauliche Zeichnungen zu unterstützen, so war ihm doch der Baufachmann Prejawa weit überlegen in der maßstabgerechten zeichnerischen Erfassung der angewandten Bautechnik und der verschiedenen Baupläne nach Grund-, Seiten- und Aufriß und in der Vermessung von Längsprofilen des gesamten Wegeverlaufs im Verhältnis zur Mooroberfläche und zum diluvialen Mooruntergrunde, also in der regelrechten Kartierung der Wege. Allerdings hat dieser die Richtung größerer Wegstrecken vielfach nur mit der langen Eisenstabsonde ertastet und ist infolge des allgemeinen Holzreichtums bestimmter Moorschichten mehrfachen Irrtümern unterworfen gewesen. Ist es doch schwer oder sogar streckenweise unmöglich einen in größerer Tiefe verlaufenden Holzweg mit der Sondierstange zu verfolgen. Aufgrabungen sind wegen des raschen Wassereinbruchs im Hochmoor oft zwecklos. Die Höhennivellements der Längsprofile von Prejawa berücksichtigen unter dem Einfluß der ersten Forschungsergebnisse C. A. Webers auch schon die Lage der Wege zum weißen und schwarzen Torf, also zum Grenzhorizont, und ermöglichen dadurch bei einigen heute vollständig verschwundenen Weganlagen eine ungefähre nachträgliche Altersbestimmung. So schuf er für eine erfolgreiche Weiterarbeit an der Frage der Bohlenwege erst die exakten Unterlagen, ohne die wir uns heute keine derartige vorgeschichtliche Arbeit mehr denken können. Sein Andenken verdient deshalb in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben zu werden (s. Abb. 2).

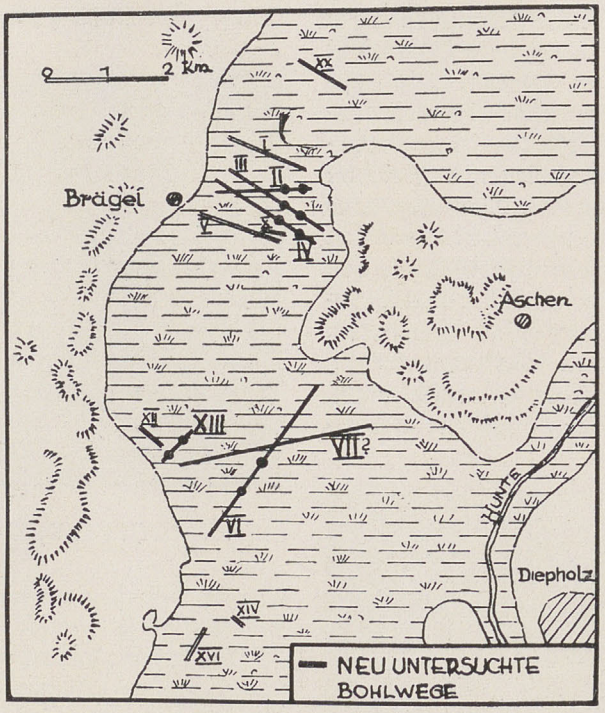


ABB. 3. DIE BOHLENWEGE IM GROSSEN MOOR zwischen Lohne und Diepholz

Prejawa drängte darauf, daß auch in den anderen in Frage kommenden Landesteilen Nordwestdeutschlands gleichartige Untersuchungen durchgeführt werden sollten, um einen einheitlichen Überblick über das Gesamtgebiet zu ermöglichen. Auch diese Forderung ist bis heute noch nicht erfüllt.

Im Jahre 1894 und in seiner Hauptarbeit 1896 veröffentlichte er „Die Ergebnisse der Bohlenweguntersuchungen in dem Grenzmoor zwischen Oldenburg und Preußen und in Mellinghausen im Kreise Sulingen" (4). Hierin kennzeichnet er die bisherigen Mängel in der Bearbeitung und stellt seine eigene Aufgabe klar heraus.

„Die in den bisherigen Aufzeichnungen darüber nach Augenschein angestellten Untersuchungen, welche nur an einzelnen Nachgrabungen vorgenommen worden waren, entbehrten der Messungen; die Richtungen und Längen der Bohlwege waren nur geschätzt, die technischen Eigentümlichkeiten derselben noch wenig untersucht. Trotzdem hatte sich bereits ein umfangreiches Schrifttum über dieselbe entwickelt, aber nachgemessen, in ihrer Richtung und Lage festgelegt, gezeichnet und systematisch untersucht waren die Bohlwege noch nicht."

Durch solche Arbeitsweise konnte ihm die verschiedene technische Vollkommenheit und die sehr unterschiedliche Tiefenlage nicht verborgen bleiben. Auch zahlenmäßig wuchs sein Vergleichsmaterial. Zu den bisher bekannten 5 stellte er schließlich allein in den in weiter nordsüdlicher Ausdehnung sich erstreckenden Mooren seines Hauptforschungsgebietes um Diepholz, einer „geradezu klassischen Stelle", 20 dieser Wege fest und bearbeitete sie nach Möglichkeit mehr oder weniger eingehend (Abb. 3). Zusammenfassend glaubt er dann nicht, „daß man alle diese Gebilde einem Volksstamme und auch nur im größten Rahmen einem Zeitalter zuschreiben könnte". Deshalb sieht er sich gezwungen, 4 Gruppen zu unterscheiden und aus der Gruppe I der in der Nähe der oberen Grenzlage vom schwarzen Torf liegenden „römischen" in tieferen Lagen noch vorrömische Bohlenwege als „rohere Machwerke" auszuscheiden, seine Gruppe II (z. B. die von ihm so benannten Anlagen VII, XII und XIII). Die völlige Lage des Bohlenwegs VII im schwarzen Torf, nur 0,70 m

über dem Sand, bewies ihm aber die uralte Anlage desselben. (Zwischen den sich kreuzenden Wegen VI und VII liegen senkrecht 4 m Höhenunterschied.) Dieser Weg war ihm deshalb „eine ganz neue Erscheinung auf diesem Gebiet". „Welchem Kulturvolk gehört also dieser Bohlweg an? Das entzieht sich der Beantwortung und beweist höchstens, daß es vor der Römerzeit, etwa 3000 v. d. Ztr. hier ein immerhin geistig doch nicht ganz unentwickeltes Kulturvolk gegeben haben muß, welches im Genusse der Kultur und deren Errungenschaften imstande war, solche immerhin großes technisches Geschick bekundende Bauwerke auszuführen." Die erheblich höher im weißen Torf liegenden, nach seiner Meinung „technisch unvollkommenen" mittelalterlichen Wege setzt er in seine Gruppe III. Gruppe IV umfaßt von ihm noch unbestimmbare Bauten. Die Feststellung der bei einzelnen Wegen zeitlich weit auseinanderliegenden Bauzeiten ist eines seiner Hauptergebnisse. Aber der so naheliegende Gedanke einer allmählichen Entwicklung des Moorwegebaus vom einfacheren zum vollkommeneren, nach den Möglichkeiten einer fortschreitenden Technik, den Anforderungen des Verkehrs und der örtlich gegebenen Zwecke, ist ihm noch nicht gekommen. Dieser Schritt ist erst durch die Weiterentwicklung der von C. A. Weber begründeten Moorforschung, insbesondere durch die Pollenanalyse möglich geworden. Deren erste Ergebnisse haben Prejawa sofort in seiner anfangs so entschiedenen Stellungnahme für den allein römischen Ursprung der Wege schwankend gemacht. Man braucht nur seine beiden Veröffentlichungen von 1894 und 1896 daraufhin zu beobachten. Doch hält er wie v. Alten an seiner vorgefaßten Meinung fest und unterscheidet neben römischen noch vorrömische und mittelalterliche Weganlagen. „Steckten doch die Deutschen noch zu tief in der Barbarei, um imstande gewesen zu sein, derartige Konstruktionen, welche durchaus eine gründliche technische Vorbildung verraten, herstellen zu können." Die technisch hochentwickelte „klassische" Bauart seines Bohlenweg III stellte er als Musterbeispiel einer römischen Anlage heraus. Es ist von besonderer

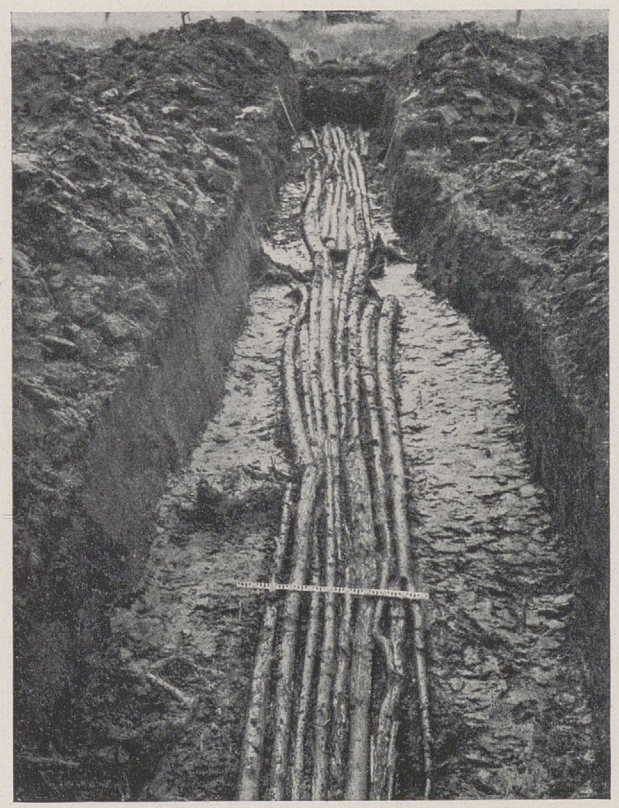


ABB. 4. KNÜPPELWEG von Kartzfehn

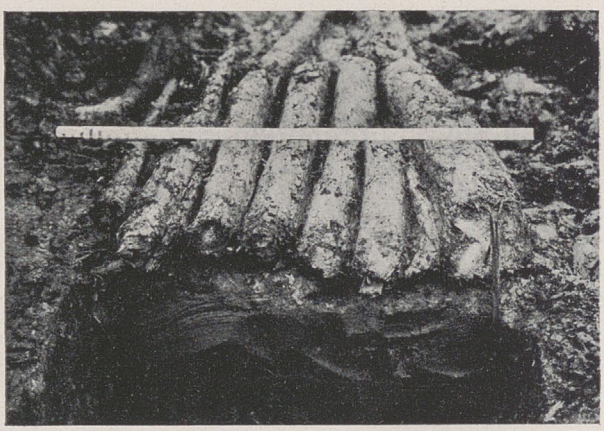


ABB. 5. KNÜPPELWEG Kartzfehn Querschnitt

Tragik, daß heute gerade dieser Weg durch die Pollenanalyse in die mittlere Bronzezeit, um 1200 v. d. Ztr., datiert werden muß, und daß neue Aufgrabungen (Krüger und Sprockhoff 1934) auch seine Baupläne in der vorgetragenen komplizierten Form nicht bestätigt gefunden haben (5). Auch der Knüppeldamm XIII weicht im heutigen Befund nach Bauart und Tiefenlage von den Aufzeichnungen Prejawas ab.

Ungefähr in dieselbe Zeit, wie die Arbeiten Prejawas, fallen die vorwiegend geschichtlich gerichteten Forschungen des Osnabrücker Gymnasialdirektors Professor Dr. Fr. Knocke, der sich seine Forschungsaufgabe in der Auffindung der Örtlichkeiten der Varusschlacht und derjenigen der Kriegszüge des Germanicus gestellt hatte. Sein Hauptwerk: Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland, 2. Aufl. 1922 (6), in dem auch die Bohlenwege behandelt werden, muß als Meisterstück einer aus einseitiger philologischer Begeisterung heraus durchgeführten Übertragung von geschichtlichen Ereignissen in heutige landschaftliche Gegebenheiten gewertet werden, nicht aber als unmittelbarer Beitrag zur Bohlenwegforschung. Nur

im Hinblick auf seine geschichtlichen Ziele trieb er Tatsachenforschung an den Moorwegen durch Ortsbesichtigungen und Aufgrabungen. Dabei entdeckte er, in enger Fühlung mit den ortskundigen Anwohnern, sogar die Bohlenwege III und IV im Großen Moor von Diepholz. In einem weiteren Buche: „Die Römischen Moorbrücken in Deutschland" (7) berichtet er in starker Anlehnung an die Arbeiten v. Altens und Prejawas über seine eigenen Untersuchungen (1895). Trotz ihrer verschiedenen Tiefenlage und Bauart glaubt er in jenen beiden Wegen, die in geringem Seitenabstand ungefähr in gleichen Richtungen laufen, endgültig die leidenschaftlich gesuchten pontes longi gefunden zu haben. Aber schon in der Neuauflage muß er infolge der unwiderlegbaren Gegenbeweise

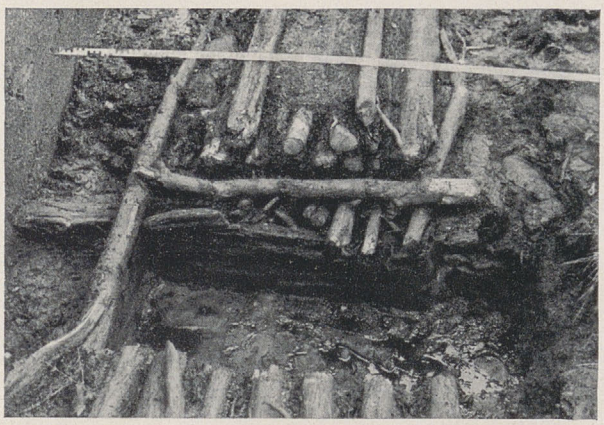


ABB. 7. KNÜPPELWEG Rastede-Kleibrok Querschnitt

von Prejawa widerrufen. Nicht einmal der von ihm mehrfach festgestellte Wechsel der Bauart in ein und derselben Brücke, von einfacheren zu „unzweifelhaft römischen" Konstruktionen, eine Tatsache, die schon v. Alten stutzig gemacht hatte und alle scharfen Bauunterschiede zwischen den verschiedenen Wegen verwischt, zwang ihn zu nüchterner Beurteilung. Gerade weil er feststellen muß, „daß die Erbauer Leute waren, die eine gleichmäßig technische Ausbildung empfangen hatten", meinte er in der Befangenheit seiner Zeit: „solchen Bedingungen konnte aber kein anderes Volk als das der Römer entsprechen". Nach Pfaffenberg wird heute der Bohlenweg III ins 12.—13. Jahrhundert v. d. Ztr. und der Weg IX in die Zeit um 300 n. d. Ztr. verlegt.

Erst die weiteren Untersuchungen H. Hahnes in enger Zusammenarbeit mit C. A. Weber, die der erstere in seiner Schrift „Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrücken", 1918 (1) veröffentlichte, ziehen klar die allmählich ausgereiften Folgerungen.

„Durch unsere Untersuchungen ist mit Sicherheit eine allgemeine von den ältesten Hochmoorschichten beginnende Entwicklung des Moorwegbaues bis zu der Höhe am Ende der älteren Sphagnumzeit nachgewiesen und für einige Zeit nach dem Grenzhorizont wieder eine Vereinfachung bis zu den mittelalterlichen und gegenwärtigen Knüppeldämmen. Auch diese Entwicklung weist bei dem Fehlen von Moorbrücken in anderen Gegenden überhaupt und von einer ähnlichen Entwicklung in mehr oder weniger benachbarten Moorbrückengegenden darauf hin, daß es sich um eine einheimische Kultureigentümlichkeit germanischer Stämme und deren Vorfahren handelt."

Über die sowohl bei v. Alten, Prejawa und Knocke erwähnten vielfachen Nebenfunde auf oder neben den Bohlwegen, in ihrer Verlängerung in der näheren oder weiteren anschließenden Geest, als vermeintlich sichere Belege für die römische Herkunft der Brücken, sind die Fundortsbezeichnungen sehr unbestimmt oder es lauten die Angaben bei demselben Berichterstatter widersprechend. So muß man mit Hahne zu dem Urteil kommen: „Zweifellos römische Funde sind überhaupt nicht unter ihnen", und „unmittelbar sicher zeitbestimmende Funde sind bisher auf keinem Bohlweg gefunden". Das ist außerordentlich bedauerlich, und in Zukunft muß gerade diesen Leitfunden genaueste Aufmerksamkeit ge-

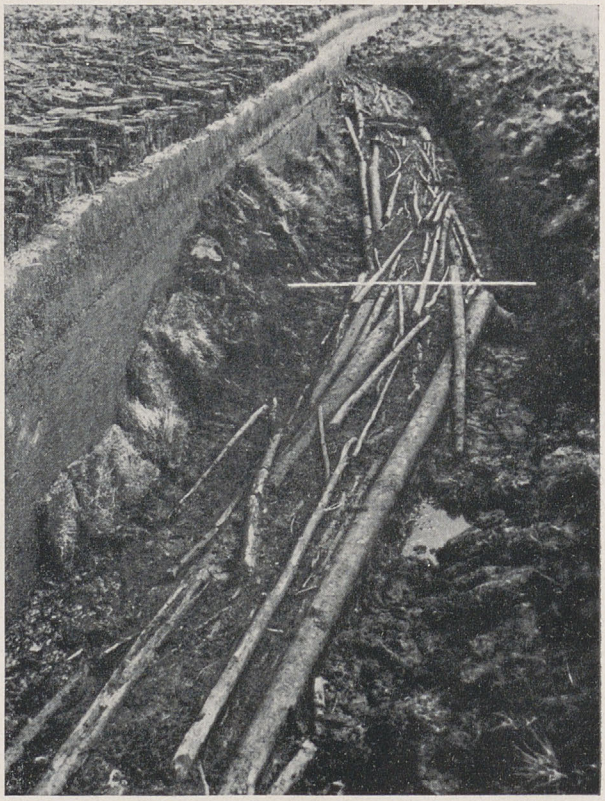


ABB. 6. KNÜPPELWEG Rastede-Kleibrok

widmet werden. Vor allen Dingen muß gefordert werden, wie es schon Hahne tut, daß auf mögliche absichtliche Eingrabung, Versenkung aus höheren Schichten, und auf gleichmäßig dichten und geradlinigen Schichtenverlauf oberhalb des Fundes geachtet wird. Der Stand der neuzeitlichen Moorschichtenforschung gestattet es, daraus bindende Schlüsse zu ziehen.

Mit den Arbeiten von H. Hahne und C. A. Weber ist die Bohlenwegforschung in das heutige Stadium getreten. Die naturwissenschaftlichen (Pollenanalyse, Moorschichtenkunde) und vorgeschichtlichen Methoden der Untersuchung sind in erster Linie maßgebend, geschichtliche Erwägungen u. a. sind lediglich in Hilfestellung stehende Mittel. An dem hohen technischen Können der Germanen und der tatsächlichen Herstellung der verschiedenen Moorstraßentypen durch sie schon lange vor dem Erscheinen der Römer ist auf Grund anderer Hochleistungen, z. B. im Hausbau und in der Metallbearbeitung, kein Zweifel mehr. Es ist dagegen sehr wohl möglich, daß die Römer sich der Moorstraßen auf ihren Eroberungszügen bedient haben. Seit Erscheinen der obenerwähnten Schrift Hahnes (1) ist keine größere zusammenfassende Arbeit zur Moorstraßenforschung mehr erschienen, wenn wir nicht die pollenanalytische Altersbestimmung einiger Bohlenwege im Diepholzer Moor durch K. Pfaffenberg (2) als solche werten wollen. Unsere Aufgabe besteht, in Fortsetzung der Absichten v. Altens und insbesondere Prejawas, darin, durch sorgfältige Tatsachensammlung mit allen modernen wissenschaftlichen Hilfsmitteln eine zusammenfassende Übersicht des germanischen Moorstraßenbaus aller Formen und Zeiten zu erreichen und daneben weitgehende Versuche zur Erhaltung von mehr oder weniger großen Teilen der Wege mit Hilfe des Denkmalschutzes anzustellen.

In diesem Sinne ist in den Landesmuseen Oldenburg und Hannover und den ihnen angeschlossenen Arbeitsgemeinschaften gearbeitet worden. Eine ganze Reihe von Knüppeldämmen oder „echten" Bohlenwegen konnte neu aufgefunden werden. Daneben wurden ältere wieder aufgesucht, soweit sie nicht schon völlig verschwunden sind, ihre Fundberichte nachgeprüft, und insbesondere wurde die Pollenanalyse angesetzt. Bei dem schon erwähnten möglichen Wechsel in der Bautechnik bei ein und demselben Weg sind Stichproben aus dem ganzen Wegeverlauf geboten. Das erfordert oft schwierige und langwährende Vorarbeiten und Teiluntersuchungen, die am besten in Gemeinschaftsarbeit geleistet werden. Eine Tatsache muß besonders hervorgehoben werden: allein die heute erreichte Gesamtzahl der bekannten Wege und die zahlenmäßig immer noch ansteigenden Neufunde lassen den Gedanken an einen römischen Ursprung als unmöglich abtun.

So ist die nachfolgende Überschau der wichtigsten in den letzten Jahren untersuchten Moorwegarten besonders lehrreich und eindrucksvoll. Dabei sollen im folgenden unter Bohlenwegen Moorstraßen mit aus zerspaltenen Stämmen gewonnenen Bohlen- oder Halbrundholzbelag und unter Knüppel- oder besser Pfahldämmen die aus zugerichteten runden teilweise noch ungeschälten Stämmen und Pfählen in Längs- oder Querlage gearbeiteten Wege verstanden werden. Die Pollenanalyse hat die Zeitansetzung in immer ältere Zeiträume bis an die Grenze der Urgermanischen Zeit zur Jüngeren Steinzeit zurückverlegen müssen. Die einst allgemein vernachlässigten Knüppeldämme verdienen wegen ihres hohen Alters unsere volle Aufmerksamkeit. Wie dem neuzeitlichen Straßenbau jahrzehntealte Erfahrungen zugrunde liegen, so brauchte auch der ausgebildete Bohlenweg die Vorarbeiten und Erfahrungen von Jahrhunderten. Erst weitere Nachuntersuchungen von Wegen, die nach Beginn unserer Zeitrechnung gebaut worden sind, werden dartun können, ob, wie Hahne sich ausdrückt, tatsächlich wieder zu den mittelalterlichen Knüppeldämmen hin eine Vereinfachung am Ende der Entwicklung steht. Sollte sie sich tatsächlich nachweisen lassen, so braucht ihre Ursache ja nicht in verlorengegangenem technischen Können zu bestehen.

Erst im Sommer 1937 wurde im Vehne Moor, im Abschnitt Kartzfehn südwestlich von Oldenburg, ein Knüppeldamm freigelegt, der nach der Pollenanalyse Pfaffenbergs der Wende der Jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit angehören muß. Er ist damit der älteste der bisher untersuchten Moorwege. Im Titelbild, das den Freiwilligen Arbeitsdienst, Lager Benthullen, bei der Freilegung zeigt, und in der Abb. 4 ist er dargestellt. Es ist ein schmaler Steg, von nur 0,80 bis 1,20 m Breite, der nur 0,60 m über dem Sanduntergrunde liegt. Seine Lauffläche besteht aus längsliegenden 4—7 m langen geschälten oder ungeschälten Stangenhölzern, die zumeist aus geradegewachsenen Kiefern bestehen, nur hier und da einmal mit einem Erlen- oder Birkenstamm darunter. Auch der Unterbau ist höchst einfach (Abb. 5). Entweder wurden die Stämme, über vereinzelte Querhölzer und zwischen einige stehengebliebene Kiefernstubben eingeklemmt, direkt auf das Moor aufgelegt oder aber an besonders sumpfigen Stellen packte man als Auflager Strauchwerk und anfallendes Gezweig darunter. Der Weg wurde bisher auf etwa 100 m verfolgt und erstreckte sich über eine Bodenmulde von Osten nach Westen zwischen zwei gleichlaufenden

Geeſtrücken. Es iſt möglich, daß er nur von örtlicher Bedeutung geweſen iſt und jenſeits der Bodenwelle im Moor keine Fortſetzung findet.

Ein Knüppeldamm ähnlichen Typs mit längsliegenden Belagpfählen, aber mit verſtärktem Unterbau, aus gutgewachſenem Kiefernſtangenholz, ebenfalls mit Erle und Birke untermiſcht, wurde 1935 im Kleibroker Moor bei Raſtede i. O. aufgedeckt. Die Moorunterſuchung datiert ihn ins 16.—17. Jahrhundert v. d. Ztr., alſo in die ältere Urgermaniſche Zeit. Er iſt in Längsanſicht in Abb. 6, im Schnitt in Abb. 7 und 8 dargeſtellt. Er läuft in oſtweſtlicher Richtung, liegt nur auf 20—30 cm ſtarkem Moor und iſt ebenfalls nur bis 1,20 m breit. Zwei dickere Stämme bilden den Randſaum und Kieferngezweig in erſtaunlich friſcher Erhaltung füllte die Lücken der inneren Knüppellagen und deckte, mit Moor vermengt, die Lauffläche. Aus den Abbildungen iſt die gegen den Kartzfehner Weg weiter entwickelte Bauart ohne weiteres erſichtlich. Querträger und ſenkrecht eingeſchlagene ſeitliche Sticken folgen in regelmäßigen Abſtänden. Unter dem Weg in der alten Bodenoberfläche konnte ein regelrechtes Heideprofil mit beginnender Ortſteinbildung, Bleichſand und einer mehrere Dezimeter dicken Humusſchicht beobachtet werden, die den künſtlich bearbeiteten Boden verrät. Auch dieſer Weg überbrückte eine Bodenſenke und wird wohl nur örtliche Bedeutung gehabt haben.

Ein dritter Pfahlſteg derſelben Art iſt als

ABB. 8. LAGE DES KNÜPPELWEGES von Raſtede-Kleibrok

Bohlenweg XIII (ſiehe Plan Abb. 3) von Prejawa aus dem Diepholzer Moor beſchrieben. Er war ſchon einige Zeit vorher von v. Alten entdeckt worden. Seine Bauart iſt der der beiden erſteren ſehr ähnlich und aus Abb. 9 erſichtlich. Seine Entſtehungszeit hat Pfaffenberg nach der Pollenanalyſe ins 12.—13. Jahrhundert v. d. Ztr. verlegt. Ein vierter ſehr tiefliegender Weg gleicher Art iſt erſt vor kurzer Zeit im Ipweger Moor entdeckt und harrt noch der Unterſuchung.

Beſonders intereſſant iſt der Übergang zu den Bohlenſtegen, bei denen neben den Knüppeln geſpaltene Bohlen in Längslage die Lauffläche

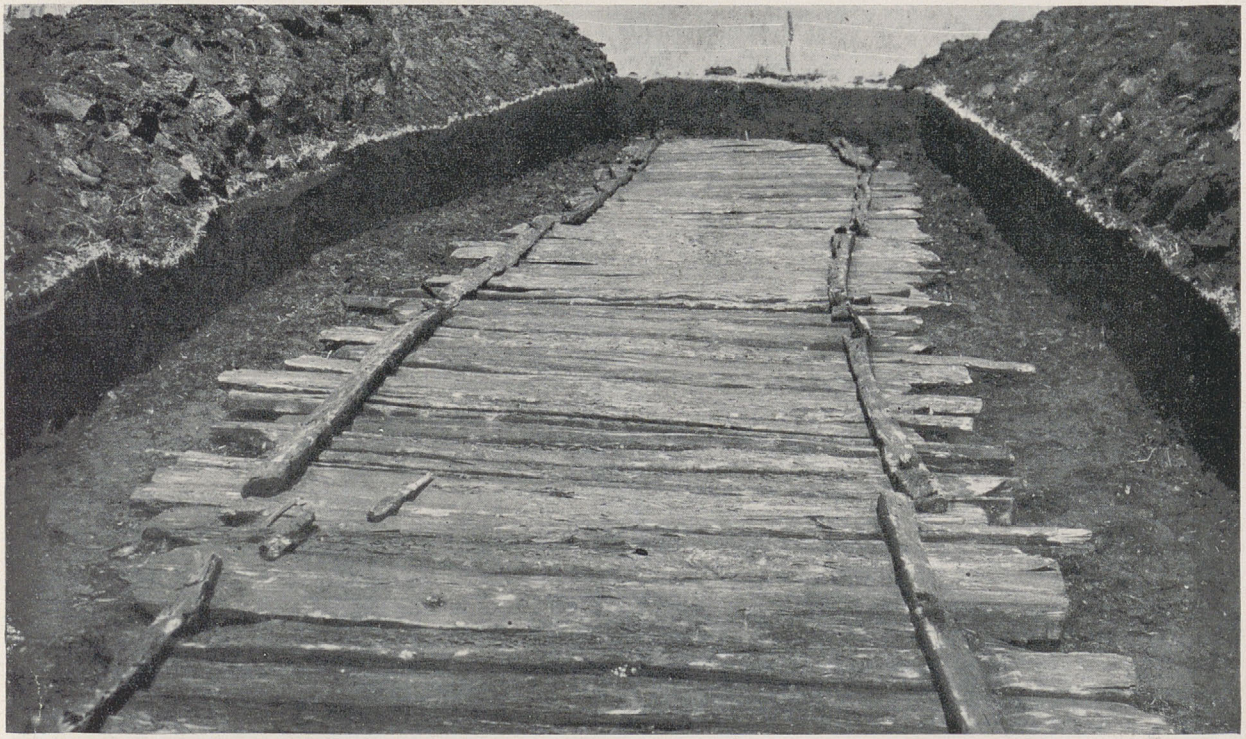


ABB. 9. BOHLENWEG im Stapeler Moor

gangbarer machen. Beide Belagarten vereint zeigt nach dem Berichte Prejawas noch sein Bohlenweg XII (Abb. 3) im Diepholzer Moor, der 0,70—0,90 m über dem Sande liegt, aber noch tief im schwarzen Torf verlaufen soll. Bei diesem im ganzen nur 0,80 m breiten Weg begleitet eine 0,35 m breite Bohle den Belag aus Rundstämmen, alles auf schwacher Faschinenunterlage liegend. Ebenso wie bei den bisher genannten Wegen ist auch bei diesem noch kein Eichenholz zur Verwendung gekommen.

Ein reiner Bohlensteg ist 1936/37 im Ipweger Moor nordwestlich Oldenburgs von der Oldenburger Arbeitsgemeinschaft für Urgeschichte ausgegraben und bisher etwa 200 m weit verfolgt worden. Bei ihm bildet eine einzige bis 0,50 m breite und bis 3 m lange große Eichenbohle die zentrale Lauffläche. Sie wird getragen von Schwellenrundhölzern, die in regelmäßigen Abständen mit Stickelpfählen verankert und von jederseits längsliegenden Geleitpfählen gesäumt sind, so daß auch in der Dunkelheit der Weg benutzt werden konnte (Abb. 10 und Grundrißzeichnung Abb. 11). Die Mooruntersuchung verlegt diesen außerordentlich interessanten Steg ins 16.—17. Jahrhundert v. d. Ztr. Zum erstenmal nach unserer jetzigen Kenntnis ist Eichenholz in Form von quer durch den Stamm gespaltenen Bohlen verwendet worden, ein Umstand, der für die Zeitbestimmung wichtig ist. Die Bohlen waren besonders an der Oberseite gut gearbeitet.

Auch diese Bauart steht nicht allein. Schon 1926 meldete Lehrer W. Klenck aus Nindorf (Kr. Neuhaus a. d. Oste), unter drei dort gefundenen Moorwegen im Wohlenbecker Moor einen Bohlensteg, der nach seiner Beschreibung (8) fast gleichartig gebaut sein muß. Er lag ebenfalls im schwarzen Torf, und nach in der Nähe gemachten steinzeitlichen Funden schätzt auch Klenck sein Alter sehr hoch. Die dortigen Moorgebiete zeigen ähnliche Verhältnisse wie in Oldenburg. Zwischen nordsüdlich verlaufenden Geestrücken ziehen sich weite mit Mooren ausgefüllte Talmulden hin, die quer in OW-Richtung von den Bohlenwegen überbrückt werden. Die überwiegende Ostwest-

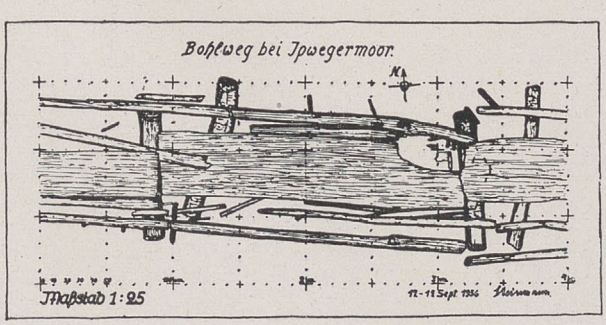


ABB. 10. BOHLENWEG im Ipweger Moor. Grundriß

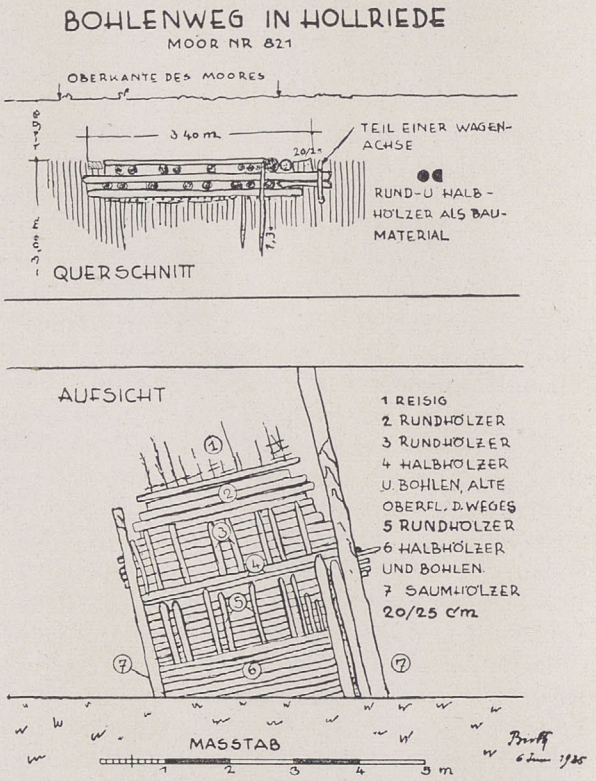


ABB. 11. BOHLENWEG in Hollriede

Richtung der Moorwege ist also eine naturgegebene und hat nichts mit der Richtung der Römerzüge zu tun.

Damit ist unter den bekannten Wegen die Reihe der längsbelegten „Fußsteige" erschöpft. Ihre allgemein geringe Breite gestattete höchstens die Benutzung durch Fußgänger und schmale Karren. Es ist ja bekannt, daß noch weit über das Mittelalter hinaus die Spurweite der Wagen nur etwa 0,90 m betrug. Noch ist bei keinem Weg eine Sandschüttung auf dem Belag nachzuweisen. Aber Feuerspuren und auch größere Brandstellen bezeugen, daß man schon in der Vorzeit in den trockeneren Zeiten dem Moorzuwachs durch Abbrennen Herr zu werden suchte. Keiner dieser Typen reicht zeitlich in die Eisenzeit hinein. Das dürfte kein Zufall sein, sondern wir dürfen in diesen Wegen tatsächlich die ältesten vorzeitlichen Moorbrückenanlagen annehmen. Ihre tiefe Lage bis etwa 1 m über dem Sanduntergrund zeigt, daß zur Zeit ihrer Erbauung das Moor noch geringere Höhe hatte, sich aber schon breit in die abflußlosen Geländemulden vorschob und die zusammenhängende Bodennutzung und den Handelsverkehr erheblich störte. Der Kampf um die heimatliche Scholle begann schon damals, und der bäuerliche Siedlungsverband suchte in Gemeinschaftsarbeit der Hindernisse Herr zu werden, denn schon bei diesen schmalen und kurzen Wegen überschreitet

teilweise der Materialaufwand die Leistungsfähigkeit eines Einzelnen.

Der nächste Fortschritt, der etwa um die Mitte der Urgermanischen Zeit (Bronzezeit) einsetzte, bestand in der Anlage einer breiteren Straße für den gleichzeitigen Verkehr hinüber und herüber. Die Zweischichtenkonstruktion mit unten liegenden einzelnen Längsträgern oder mit geschlossener Längsroste und darüber liegendem Querbelag aus Rundhölzern wurde eingeführt. Wenn auch die geschlossene Längslage ganzer Stammreihen bei den älteren Wegen für die brückenartige Überwindung sumpfiger Stellen ihre Vorteile hatte, so ergaben doch quergelegte Hölzer eine in sich festere und ebenere Fahrbahn. Für die Verwendung beider Möglichkeiten haben wir wieder ein schönes Beispiel in dem von Prejawa beschriebenen Bohlenweg X (Abb. 3) aus dem Lohne-Diepholzer Moor, der in 3,20 m Breite besonders auf der Oldenburger Seite streckenweise Quer- und Längsbau aus Kiefern-, Tannen- und Birkenrundstämmen zeigt. Auch hier wurde noch keine Sandschüttung und kein Eichenholz beobachtet. Leider konnte er noch nicht wieder aufgefunden werden und ist vielleicht vollständig durch Abgraben zerstört. Doch muß er wegen seiner tiefen Lage im schwarzen Torf sehr alt sein.

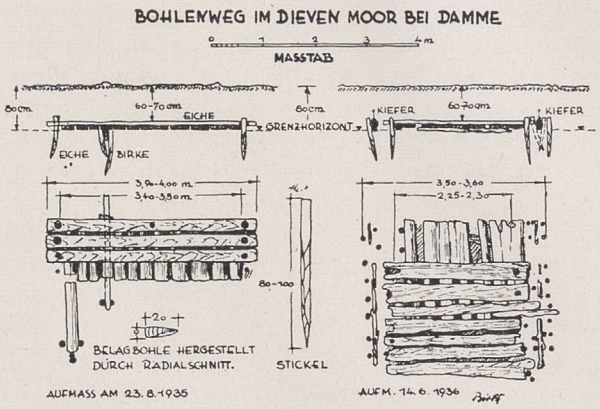


ABB. 12. BOHLENWEG. Dievener Moor bei Damme

Der immer stärker einsetzende Handelsverkehr in der Urgermanischen Zeit wird nun in rascher Entwicklung durch erhöhte Anforderungen an Dauerhaftigkeit und Festigkeit der Bahn und an Schnelligkeit und Bequemlichkeit des Befahrens die Kunst des Moorbrückenbaues schnell einem Höhepunkt zugetrieben haben. Die Eichenbohle

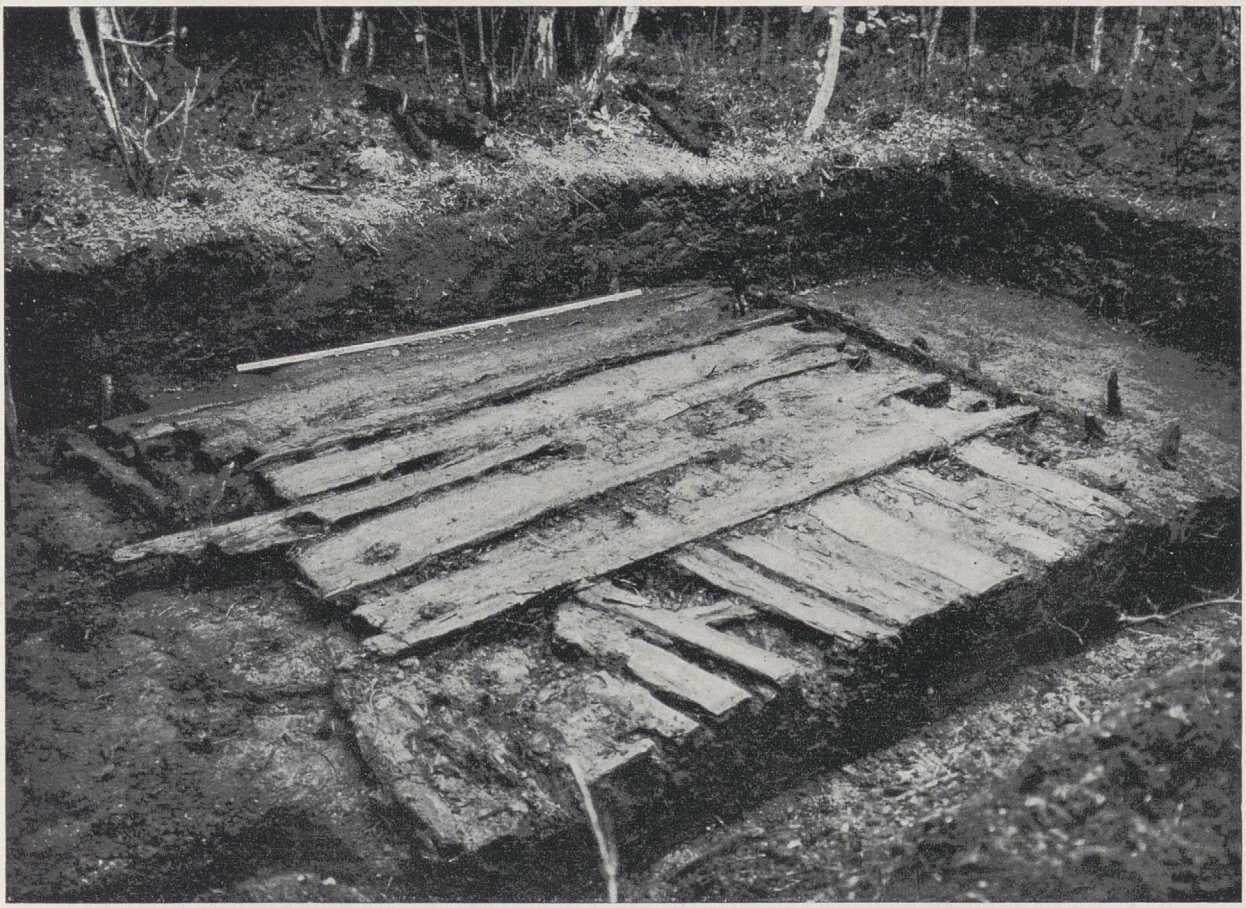


ABB. 13. BOHLENWEG. Dievener Moor bei Damme

setzte sich für den Belag immer mehr durch und bildete die Regel; nur für Ausbesserungen und für den Unterbau kamen noch Nadelholz und Weichholzarten in Frage. Für die leichtere Beschaffung des Baumaterials wird der in der Nähe verfügbare Holzbestand eine Rolle gespielt haben. Neben der im Querschnitt rechtwinklig gearbeiteten Bohle findet sich sehr häufig die in radialer Richtung nach dem Mark gespaltene dreikantige Bohle. Diese wurde dann dachziegelartig übergreifend verlegt, um mit Sand- oder Plaggenausgleich eine einigermaßen ebene Fahrbahn zu erzielen. Aus der mehrfach vorkommenden Art ihrer Überdeckung von Westen nach Osten wurde von den älteren Autoren als häufig angezogener Beweispunkt die Baurichtung der Anlage und die gesicherte Römerarbeit gefolgert, weil die Römerzüge in Deutschland wesentlich in dieser Richtung vorstießen.

Die Breite dieser Wege schwankt um 3 m herum, etwa von 2,80—3,50 m. Bei den am sorgfältigsten gebauten Anlagen ist allerbestes astfreies Eichenholz verwendet worden in Breiten bis zu 0,5 m, bei Spaltung nach der Mitte zu bis zu 0,35 m. Zur Herstellung der Bohlen mußten Eichen von 60—90 cm Dicke gefällt werden, also mit einem Alter von mindestens 3—400 Jahren. Niemals konnten bisher Sägeschnitte festgestellt werden, sondern es ist nur mit Keil und Axt gearbeitet worden. Auch kannte man noch keine Vernagelung mittels festsitzender Holznägel, sondern nur eine lockere Verzapfung von Bohlen und Sticken.

Man bekommt erst dann die richtige Vorstellung von der Größe der in den Bohlenwegen überlieferten Gemeinschaftsleistung, wenn man neben den gut durchdachten Bauplänen und dem bewiesenen handwerklichen Können auch die Art und die Menge des verwandten Baustoffes mit in Betracht zieht. Aus Dicke, Breite und Länge einer Bohle läßt sich berechnen, daß etwa 40—60 Bohlen aus einem Stamm von der oben angegebenen Dicke gewonnen werden können, die wieder etwa für 10—15 m Belag reichen mögen. Zu dem weiter unten erwähnten Bohlenweg von Hude, der über 4 km lang ist, müßten dann ca. 300—400 Eichenstämme von obiger Dicke gefällt und verarbeitet worden sein. Bei dem lichten Wuchs von Eichenwäldern dieser Art kommt man dann leicht auf einen Bestand bester Eichen von 1½—2 ha. Dabei ist der Holzbedarf für den Unterbau noch gar nicht mitgerechnet. Eine solche Bauholzmenge ist nur von einer größeren Gemeinschaft zu beschaffen. Im Hinblick auf die alte Meinung vom römischen Ursprung der Moorbrücken ist bei alleiniger Verwendung von Axt und Keil auf jeden Fall eine lange Bauzeit in Betracht zu ziehen, statt Tagen vielleicht von Wochen, noch dazu unter dem Drucke stärkster feindlicher Gegenwehr.

In der Folge der Weiterentwicklung zu den technisch vollendeten Bohlenwegen findet sich dann eine ganze Reihe, die Rundhölzer, Halbrundhölzer und Bohlen gemischt verwendet aus Eichen-, Kiefern- und Fichtenholz. Durch häufiger und regelmäßiger eingetriebene Sticken tief in den Mooruntergrund hinein ist die Verankerung sorgfältiger durchgeführt. Oft führen diese Sticken durch Löcher oder Ausklinkungen in den Enden der Belagbohlen hindurch. Zu dieser Formart gehört eine große Zahl der Bohlwege Prejawas, wie Nr. 4, 6, 7, 14, 16, 21 und auch die Moorbrücke von Hollriede (Gem. Westerstede i. O.) (Abb. 11). Sie alle liegen sowohl im älteren als auch im jüngeren Moostorf, gehören also noch der Urgermanenzeit und auch den Jahrhunderten der Großgermanenzeit vor und nach der Zeitrechnung an. Doch ist noch bei keinem von ihnen mit Sicherheit eine Sandschüttung oder eine Plaggendeckung festgestellt worden.

Der Hollrieder Weg weist besondere Eigentümlichkeiten auf durch auf über 6 m verbreiterte kurze Strecken und durch eine 6fache Bauschichtung (siehe Abb. 12). Über eine Reisigschicht führen hier zwei senkrecht zueinander liegende Rundholzschichten zu einer vierten aus Halbhölzern und Bohlen gebildeten Schicht, die vielleicht einmal eine alte Oberfläche gebildet hat. Auf ihr liegt abermals eine lockere Lage von längslaufenden Rundhölzern, die als letzte Schicht wieder eine Fahrbahn aus Halbhölzern und Bohlen trägt. Diese ist seitlich von langen Saumhölzern begleitet. Der Weg ist leider sehr stark in Verfall geraten. Durch eine auf ihm gefundene bronzene Trensenkette ist seine Benutzung noch für das 3.—4. Jahrhundert n. d. Ztr. gesichert.

Seinen Höhepunkt erreicht der Moorstraßenbau mit den Bohlwegen Nr. 1, 2, 3 und 15, vielleicht auch in den wenig gut beschriebenen Nr. 5, 8, 9 und 11 nach Prejawa (Abb. 3). Dazu kommen noch die neuerdings untersuchten Anlagen im Dievener Moor bei Damme, im Stapeler Moor bei Oltmannsfehn (Ostfriesland), im Huder Moor und im Bardenflether Moor (beide in Oldenburg). Bei ihnen sind nur noch Bohlen aus Eichenholz verwendet, entweder rechteckig oder dreieckig gespalten, dachziegelförmig oder nebeneinander verlegt. Von der Stickelbefestigung ist ausgiebig häufig Bohle für Bohle, durch seitliche oder seltener auch in der Mitte befindliche ausgestemmte Löcher, Gebrauch gemacht. Daneben ist öfters mit Hilfe von sog. Zapfenpfählen eine feste kreuzweise Verbindung von Trag- und Belagschicht erreicht, indem ein Zapfenende durch beide Schichten und manchmal noch durch eine obere Saumbohle hindurchführt (Abb. 15). Reichen die

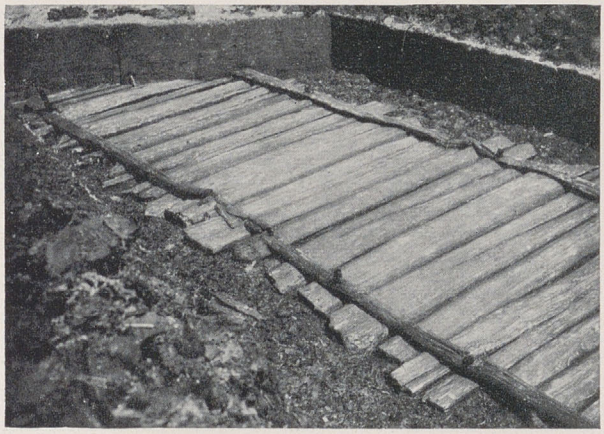


ABB. 14. BOHLENWEG *Stapeler Moor*

bis zu 2 m langen brettartigen Sticken mit oberen Zapfen bis in den festen Sandboden, dann entsteht sogar ein freitragender Brückenbau, der gut geeignet war, morastige Stellen zu überwinden.

Als besonders gut kennzeichnende Beispiele für diese Bauart seien der 1936 nachuntersuchte Bohlenweg im Dievener Moor und der aus dem Stapeler Moor erwähnt. Der erstere ist in der Ansicht in der Abb. 13 und nach dem Bauplan in Abb. 12 dargestellt. Er ist bemerkenswert durch eine stellenweise dreifache Schichtenfolge von Eichenbohlen, mit einer mittleren geschlossenen Tragschicht aus längsgelegten Bohlen. Rechts und links außerhalb der Fahrbahn laufen Saumpfähle, die durch gekreuzte Stickel aus Spaltholz festgelegt sind, ähnlich wie es bei dem Bohlensteg aus dem Ipweger Moor (Abb. 10 und 11) geschehen ist. Der Weg liegt in der Nähe des Grenzhorizontes, doch stieß die pollenanalytische Bestimmung auf Störungen im Untergrunde, die noch nicht geklärt werden konnten. Eine brieflich geäußerte Bemerkung C. A. Webers gelegentlich einer früheren Untersuchung verlegt ihn in das 7. Jahrhundert v. d. Ztr.

Ausgezeichnet erhalten ist der von H. Schroller 1936 untersuchte Bohlenweg im Stapeler Moor zwischen Oltmannsfehn und Ockenhausen in Ostfriesland (Abb. 9 und 14). Er ist 3—3,40 m breit und liegt mit ganz einfachem Unterbau aus drei Längsreihen von Weichholzstämmen direkt auf dem Moore auf. Die innere Verfestigung des Bohlenbelages geschieht durch zwei jederseits auf die Ränder aufgelegte Saumholzreihen, durch die in längeren Abständen lange Stickel durch die Bohlen tief in das Moor getrieben sind. Bei diesem Weg konnte man auch die Ausmündung auf den Geesthang genau beobachten, die durch senkrechte Pfähle beiderseits bemerkbar gemacht war. Der Moorgeologe D. Wildfang, Emden, verlegt seine Erbauung mit Hilfe der Pollenanalyse ins 4. Jahrhundert v. d. Ztr. — Die beiden weiter erwähnten Bohlenwege aus dem Huder- und dem Bardenflether Moor in Oldenburg sind neuerdings wieder aufgedeckt und untersucht worden, doch steht ihre genauere Zeitansetzung noch aus. Sie werden für die ersten Jahrhunderte n. d. Ztr. anzusetzen sein, lassen aber trotz ihres geringeren Alters durchaus kein Nachlassen des technischen Könnens erkennen, wie es Hahne für die jüngeren Wege ausgesprochen hatte. In ihrem Bauplan bieten sie zu dem der beiden zuletzt erwähnten keine neuen Besonderheiten. Die technisch höchstentwickelte und am weitesten spezialisierte Bauart ist bei dem vielgenannten Bohlenweg III im Diepholzer Moor durchgeführt, der deshalb auch in den Beschreibungen Knockes und Prejawas als „klassische" römische Moorbrücke eine hervorragende Stelle einnimmt (Abb. 3). Der Weg ist heute leider nur noch in einer kleinen Reststrecke vorhanden, und diese zeigte bei der neueren Freilegung durch Krüger und Sprockhoff 1934 eine sehr schlechte Erhaltung. Er muß nach längerer Benutzungsdauer eine geraume Zeit den Oberflächeneinflüssen ausgesetzt gewesen sein, denn seine Bestandteile sind heute stark verwittert, gegeneinander verschoben und durch Lücken unterbrochen. Auch ist sein Aufbau nicht überall einheitlich, sondern weist an verschiedenen Stellen leicht ab-

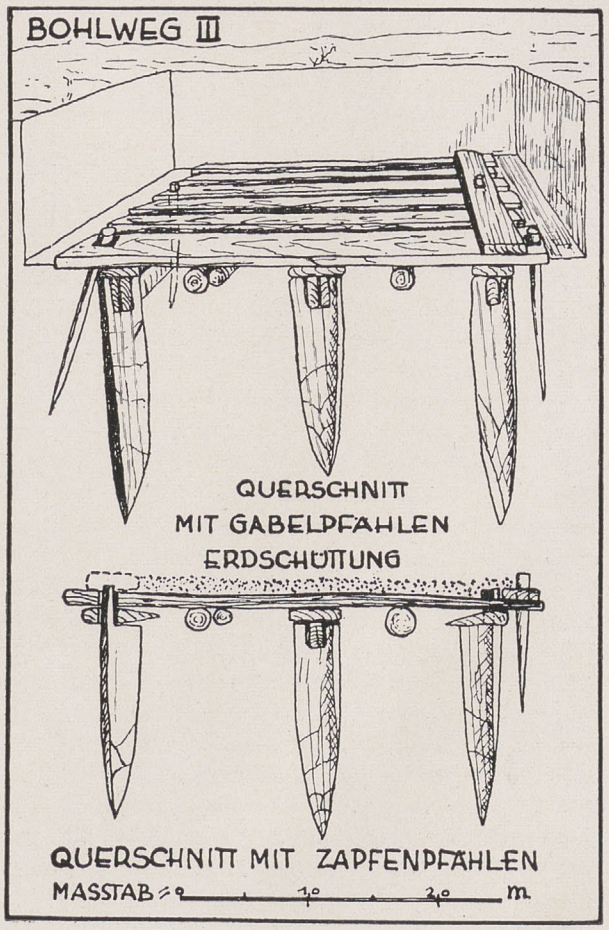


ABB. 15. BOHLENWEG 3. *Diepholzer Moor*

weichende Bauarten auf, hier und da auch Ausbesserungen. Seine verwickelte Verzapfungstechnik, die brückenartig wirkt, und die uns Prejawa in ausführlichen Plänen in perspektivischer Darstellung übermittelt hat, ist nicht erhalten und auch aus seinen Photographien nicht zu ersehen. Gerade die Haupteigentümlichkeiten, die starken Lochpfähle, die den Bohlenbelag und den Unterbau in sich verklammern, und ebenfalls die Mittelrippe sind vollständig weder von ihm noch von den späteren Ausgräbern beobachtet worden. Wenn man nicht annehmen will, daß gerade diese kennzeichnende Ausführung in dem nachgeprüften Teil nicht mehr vorhanden ist, muß man folgern, daß eine Fehldeutung von seiten Prejawas vorliegt. Krüger gibt deshalb eine Berichtigung in seinem Grabungsbericht, der anstatt der Lochpfähle Gabel- und Zapfenpfähle für die Befestigung vorsieht (Abb. 15). Die besonders zweckmäßigen Zapfenpfähle finden sich aber auch bei anderen Wegen, z. B. dem Bohlweg 15. Damit entfällt aber das vermeintliche Plus der technischen Überlegenheit des „Römerweges". Die Bauart des Bohlenweges III fügt sich als hervorragende Abart in die aufgezeigte Entwicklungsreihe der germanischen Moorstraßenbauten ein.

Stellt man die in den letzten Jahren pollenanalytisch untersuchten Wege so in einer Übersicht zusammen, daß, bezogen auf den Grenzhorizont als zeitlichen Festpunkt (700 v. d. Ztr.) und als Waagerechte, die 10 gezeichneten Profile der Knüppeldämme und Bohlenwege nach der Tiefenlage geordnet im älteren und jüngeren Moostorf von links nach rechts erscheinen, so liegen die Moorstraßen in geschlossener aufsteigender Kurve im Zeitraum von 2000 v. d. Ztr. bis etwa 400 n. d. Ztr., also in allen Jahrhunderten der germanischen Vorgeschichte (Abb. 16). Schon diese wenigen zeitlich gut bestimmten Beispiele, die durch weitere Untersuchungen um ein Mehrfaches verstärkt werden können, lassen keinen Zweifel an einer Entwicklung von einfachsten Knüppeldämmen mit örtlicher Bedeutung bis zu den hochentwickelten Zweckbauten der breiten Moorstraßen für Handel

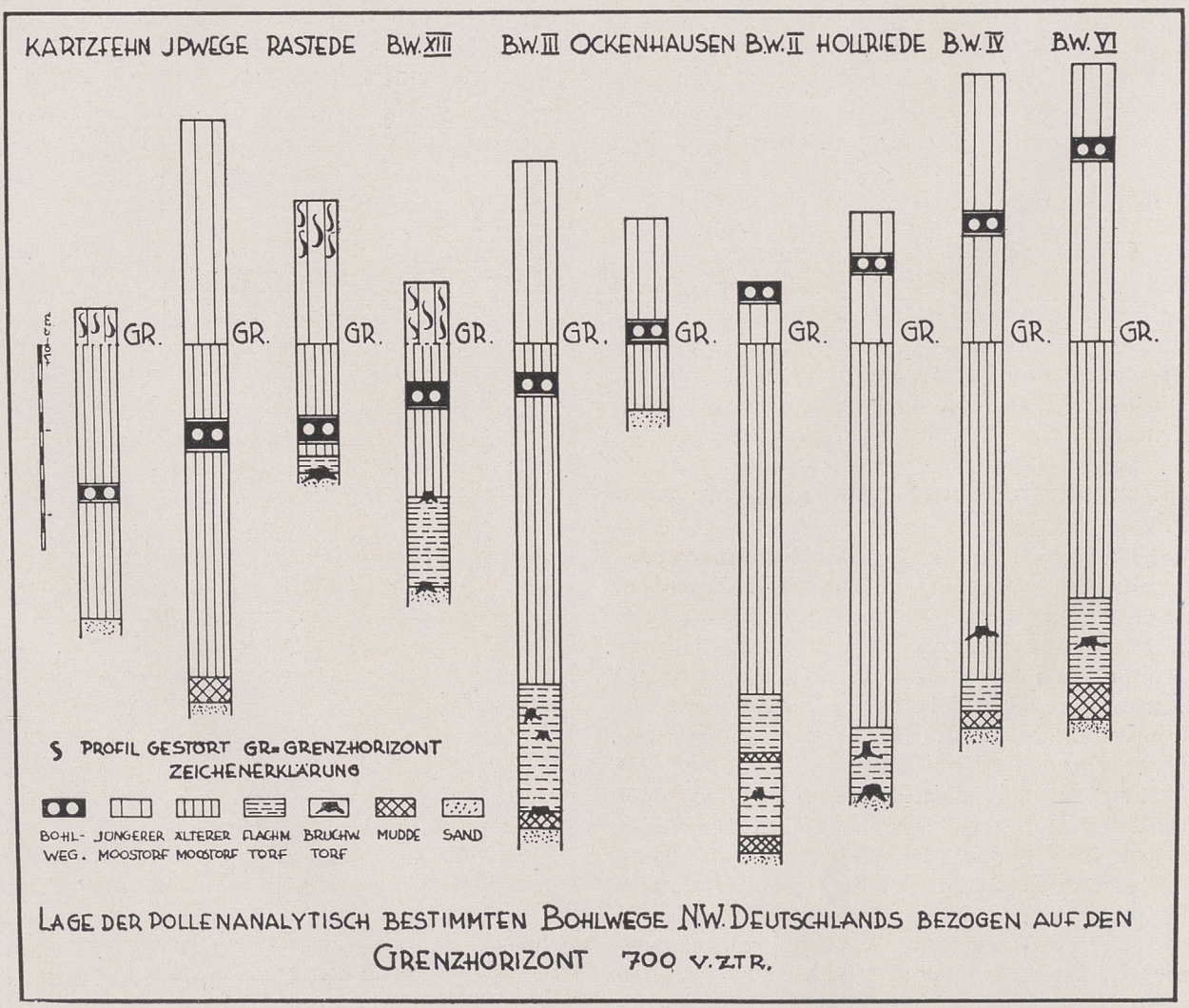


ABB. 16. LAGE DER BOHLENWEGE Nordwestdeutschlands zum Grenzhorizont

und Verkehr. Der Höhepunkt des baulichen Könnens steht aber nicht am Ende dieses zeitlichen Ablaufs, sondern erreicht schon kurz nach der Mitte der Urgermanischen Zeit, nach einigen Jahrhunderten des Versuchs den Gipfelpunkt und dauert dann in gleicher Vollkommenheit an. Auch im Moorstraßenbau war der Germane sein eigener Lehrmeister.

Es ist möglich, daß die in Ostpreußen im Tal der Sorge und am Federseemoor in Württemberg aufgefundenen Bohlwege auf nordischen Einfluß zurückgehen. Auch diese Wege wären neu zu untersuchen und, so weit es noch nicht geschehen, mit den Ergebnissen aus Nordwestdeutschland in Vergleich zu stellen. Unsere Denkmalschutzbestrebungen haben diesen Erkenntnissen Rechnung zu tragen. Die Oldenburger Denkmalschutzbehörde hat mit der Unterschutzstellung ganzer Wegstrecken bereits den Anfang gemacht. Das sollte auch dann geschehen, wenn über die einzuschlagenden Mittel und Wege noch Versuche angestellt werden müssen. Das Beispiel des Diepholzer Moores, in dem von etwa 20 bekannten Wegen vor 40 Jahren bisher nur 5 wieder aufgefunden werden konnten, sollte uns eine eindringliche Warnung und Mahnung sein. Heute schon ist in Deutschland kein lebendes Hochmoor mehr vorhanden und in wenigen Jahrzehnten werden alle Moore weitgehend abgebaut und in Kultur genommen sein.

Unsere Moorbrückenforschung stellt sich aber würdig in die Deutsche Vorgeschichtsforschung ein und ist ein wichtiges und lehrreiches Glied im Kranz hervorragender germanischer Kulturleistungen innerhalb der Jahrtausende ihrer Geschichte.

Schrifttum.

1. H. Hahne, Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrücken. Veröffentlichungen des Provinzialmuseums in Halle, 1918.
2. K. Pfaffenberg, Pollenanalytische Altersbestimmung einiger Bohlenwege im Diepholzer Moor. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, 1936.
3. Fr. von Alten, Die Bohlenwege im Flußgebiet der Weser und Ems. Oldenburg 1889.
4. H. Prejawa, Die Ergebnisse der Bohlenweguntersuchungen in dem Grenzmoor zwischen Oldenburg und Preußen und in Mellinghausen im Kreise Sulingen. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, 21. Bd., 1896.
5. H. Krüger, Zur Geschichte der Bohlenwegforschung in Nordwestdeutschland. Mannus 1936.
6. Fr. Knocke, Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1922.
7. Fr. Knocke, Die römischen Moorbrücken in Deutschland. Osnabrück 1895.
8. W. Klenck, Vorgeschichtliche Stätten der Börde Lamstedt. Jahrbuch der Männer v. Morgenstern 1926/27 u. 1927/28. Wesermünde.

Friedrich Sprater

Der Hüttengraben bei Oggersheim

Im Südwesten des pfälzischen Städtchens Oggersheim liegt eine wohlerhaltene von einem breiten Sohlgraben umschlossene rechteckige Erdbefestigung. Nur auf der Nordseite sind zwei Drittel des Grabens eingeebnet. Der Graben selbst ist Eigentum der Stadt Oggersheim. Bisher wurde er verpachtet und bepflanzt. Auf der Seite, wo der Graben eingeebnet ist, hat der Eigentümer des anstoßenden Ackers sein Grundstück auf Kosten der Gemeinde vergrößert. Auf diese Weise ist auch die Ausbuchtung bei der Nordostecke der Befestigungsanlage entstanden. Das im Graben liegende Grundstück hat bei einer Breite von durchschnittlich 6—8 m eine Länge von nahezu 1 km. Durch die Befestigung führt in der Längsachse die Römerstraße Basel—Mainz in der Weise, daß etwa ein Drittel des umschlossenen Geländes auf der Westseite, zwei Drittel auf der Ostseite der Römerstraße liegen.

Die Befestigung trägt den Namen Hüttengraben, den sie von einem kurpfälzischen Zollhaus erhalten hat, das früher inmitten der Befestigung lag. Diese Bezeichnung tritt erstmalig in einer Urkunde von 1403 auf. In einer Urkunde von 1323 wird eine kleine längst eingegangene Ortschaft Mittelhank erwähnt, die gleichfalls hier gelegen hat. Das Fundament der zu dieser Ortschaft gehörigen Kirche wurde 1911 inmitten des Hüttengrabens freigelegt.

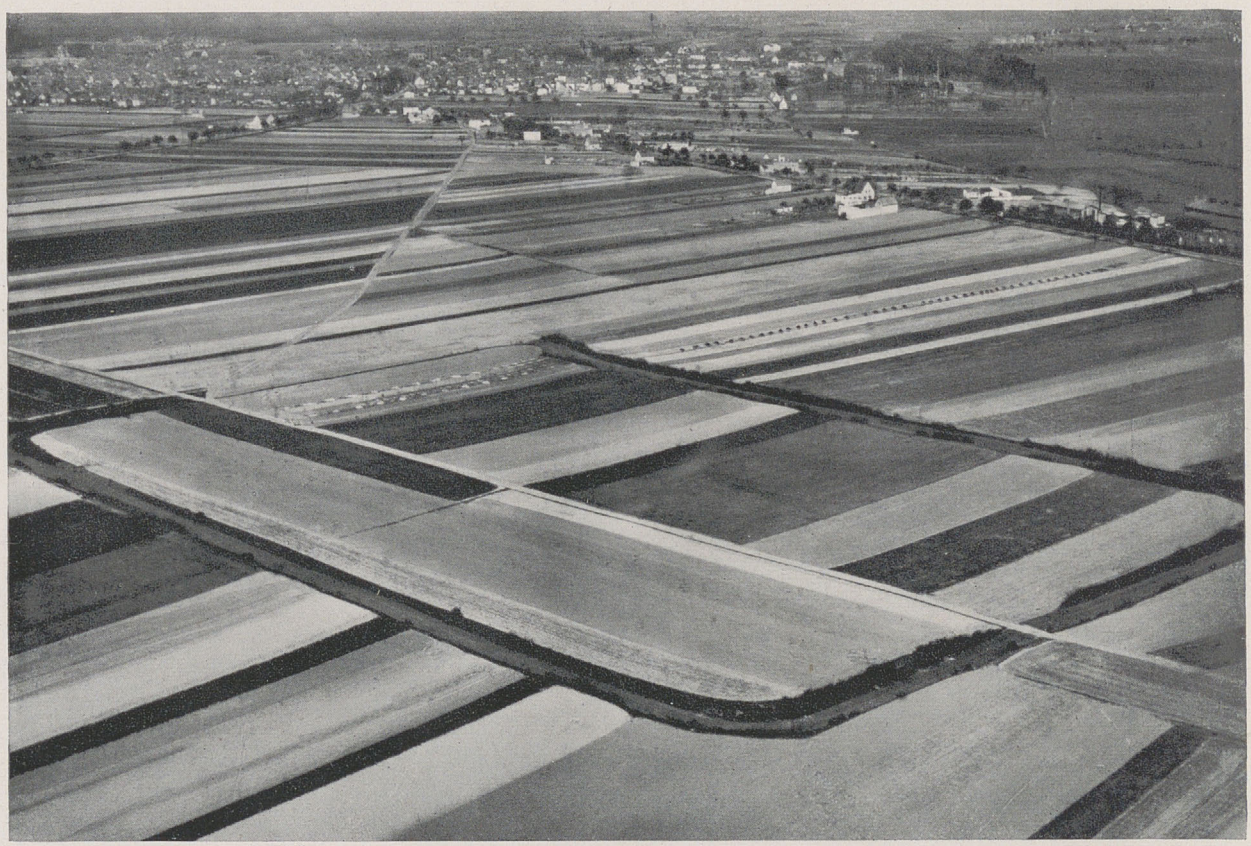
Der Hüttengraben wurde zumeist als römisches Kastell bezeichnet. Es wurde sogar vermutet, daß es sich hier um einen Ort Ruphiniana handle, der nach Ptolemäus zwischen Worms und Speyer lag. Schon der äußere Befund hätte zeigen müssen, daß es sich hier nicht um ein römisches Kastell handeln kann. Die Ausmaße sind für ein Kastell viel zu groß. Dann war es in römischer Zeit nicht üblich, eine wichtige Handelsstraße durch ein Militärlager zu leiten.

Zur Feststellung des Alters hat das Bürgermeisteramt Oggersheim dem Historischen Museum der Pfalz mehrere Pflichtarbeiter zur Verfügung gestellt. Mit deren Hilfe wurden an verschiedenen Stellen Versuchsschnitte durchgeführt. Bei einem Schnitt durch den Graben fand sich als gewachsener Boden ein weißer Sand, von dem sich die nach-

träglich eingefüllte Erde scharf abhob. Es handelt sich um einen breiten flachen Sohlgraben. Auch dieser Umstand spricht gegen die Annahme, daß es sich bei dem Hüttengraben um ein römisches Kastell handle. Vollständige Klarheit war jedoch erst durch eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Römerstraße und Graben zu erwarten. War der Graben jünger als die Straße, so mußte der Körper der Römerstraße im Süden sowohl wie im Norden der Befestigung durch den Graben durchschnitten sein. War jedoch der Graben älter als die Römerstraße, so war zu erwarten, daß sich die Kiesschotterung der Römerstraße im Graben senken werde. Der heutige Feldweg, der an Stelle der Römerstraße getreten ist, senkt sich im Bereich des Grabens um 30—40 cm. Vor der Befestigung lag der Kies der Römerstraße unmittelbar an der Oberfläche, innerhalb der Befestigung fand er sich in einer Tiefe von 30—40 cm unter der Oberfläche. Innerhalb des Grabens wurde die Oberfläche der Kiesschotterung in einer Tiefe von 0,80 m unter dem heutigen Weg festgestellt, die Sohle der Kiesschotterung fand sich in einer Tiefe von 1,40 m. Die Kiesschotterung hatte demnach innerhalb des Grabens eine Stärke von 0,60 m, während die Stärke innerhalb der Befestigung mit 0,10 m, vor derselben mit 0,40 m festgestellt wurde. Die Römerstraße zeigt also innerhalb des Grabens eine deutliche Senkung. Das Ergebnis der Ausgrabung spricht also dafür, daß die Befestigungsanlage älter ist als die Römerstraße.

Als Beweis für den römischen Ursprung des Hüttengrabens hat man früher das Vorkommen von Funden aus der Zeit der Römerherrschaft angeführt, und zwar sollen innerhalb des Lagers römische Heizröhren, auf der Nordseite vor demselben römische Gräber gefunden worden sein. Gegenüber dem klaren Ergebnis der Ausgrabungen besitzen diese Funde keine Beweiskraft mehr. Das Vorkommen römischer Funde ist in einem in dieser Zeit so dicht besiedelten Gebiet keine auffallende Erscheinung. Über das Alter der Befestigung geben uns aber vielleicht Funde Aufschluß, die im vergangenen Jahre im Süden derselben gemacht wurden, und die auch den Anstoß zu den letztjährigen Untersuchungen gegeben haben. Es fanden sich hier 3 Brandgräber mit 6 Tongefäßen und 1 Glasperle als Beigaben, die der Spätlatènezeit, also dem 1. Jahrhundert v. d. Ztr. angehören. Damals war das Gebiet bereits von Germanen besiedelt, und zwar liegt der Hüttengraben an der Grenze zwischen Nemetern und Wangionen.

So dürfen wir wohl den Hüttengraben als ein Denkmal der ältesten germanischen Bewohner der linken Rheinseite betrachten. Wir kennen auf



DER HÜTTENGRABEN *bei Oggersheim in der Rheinpfalz*

deutschem Boden kaum eine andere Befestigungsanlage dieser regelmäßigen Form und von so ausgezeichneter Erhaltung aus vorgeschichtlicher Zeit. Das Bürgermeisteramt Oggersheim hat nun von der ganzen Anlage mehrere Luftbildaufnahmen herstellen lassen. Dank dem Entgegenkommen des Bürgermeisteramtes sind wir in der Lage, die beste der Luftbildaufnahmen hier erstmalig zu veröffentlichen.

Die Ausgrabungen sind noch nicht abgeschlossen. Auf der Innenseite des Grabens sind an mehreren Stellen noch Reste eines Erdwalles erkennbar. Hier wäre zu untersuchen, ob der Erdwall einst durch Holzbalken versteift war. Außerdem kennen wir noch nicht die alten Toranlagen. Endlich wäre zu untersuchen, ob sich im Innern noch Reste der vorgeschichtlichen Besiedlung nachweisen lassen. Selbst die Feststellung von Hausgrundrissen des eingegangenen mittelalterlichen Dorfes wäre nicht ohne Bedeutung.

Hans von Chorus

Die Beleuchtung im Wohnbau der Vorzeit

Vorgeschichtliche Bodenfunde kommen neu erschlossenen Quellen gleich, an denen viele alte Annahmen und Vorurteile überprüft werden müssen. Das gilt u. a. auch in bezug auf das häusliche Leben und Treiben unserer bäuerlichen Vorfahren. Einen engeren Ausschnitt aus diesem vielgestaltigen Gebiet der Wohnkultur bildet wiederum die Frage, ob der Mensch der Frühzeit wohl imstande war, sich sein Heim auch unabhängig von der herrschenden Tages- oder Jahreszeit nach eigenen Bedürfnissen traulich zu gestalten oder nicht. In diesem Rahmen soll uns hier die Frage beschäftigen, ob man schon in vorgeschichtlicher Zeit den Gebrauch der Lampe kannte, und welche Wandlungen sich im einzelnen dabei erkennen lassen.

Verfolgen wir die Geschichte des Beleuchtungswesens zurück, so stoßen wir ziemlich allgemein auf die Ansicht, daß die Lampe — hier als Träger einer Beleuchtungsvorrichtung im weitesten Sinne gefaßt — eine Erfindung der außernordischen Welt sei. Namentlich das Christentum soll auch in dieser Beziehung der „Lichtbringer" gewesen sein und besonders den Anstoß zu der heutigen weiten Verbreitung der Kerze gegeben haben. Freilich wenn wir die einzigartigen Bauwerke des nordischen Kulturkreises bereits zur jüngeren Steinzeit betrachten, dann kann man es nicht begreifen, daß ihnen eine angemessene Innenbeleuchtung gefehlt haben soll. Tatsächlich läßt sich auch keine einzige vorgeschichtliche Zeitstufe nachweisen, der das Licht als Einrichtung der Wohnkultur fremd war. Bedeutsam ist für die Erschließung dieser Dinge dabei die Frage, inwiefern das heute lebende Brauchtum wohl gar Zusammenhänge mit der Vorzeit besitzt und dadurch möglicherweise Rückschlüsse auf längst Vergangenes gestattet.

Kennzeichnend erscheint für die nordischen Lichtfeste vor allem die Schlichtheit der angewandten Technik. Gerade darin beruht jedoch ihre unmittelbare Wirkung auf die menschliche Seele im Gegensatz zu vielen Übersteigerungen unserer heutigen Zeit. Selbstverständlich schließt das technische Veränderungen keinesfalls aus. Sie spielen z. B. bei der neuen Herstellungsweise der Kerze eine Rolle. Schon das einfache Verfahren bei der alten Herstellungsweise betrachtete man auf Grund der lateinischen Bezeichnung cera = Wachs vielfach als eine Entlehnung, die der Norden der Kirche zu verdanken hätte. Demgegenüber verstand sich jedoch schon der Germane der Bronzezeit auf den Metallguß über einem Tonkern, den man mit Wachs umkleidete, das bekannte Wachsausschmelzverfahren.

Ferner bleibt der bäuerliche Brauch des Lichtergießens während des ganzen Mittelalters bestehen. Hierbei läßt sich das Fortleben wohl altüberlieferter und im täglichen Leben erprobter Vorstellungen beobachten, die keineswegs als Kümmerformen eines „gesunkenen Kulturgutes" gedeutet werden müssen. Z. B. konnten hohle Stengel genügend starker Pflanzen beim Lichtergießen Verwendung finden. Wildfaserdochte wiederum zeichnen sich durch lange Brenndauer aus. Bei ihrer Herstellung mag bereits das Flechtverfahren eine gewisse Bedeutung erlangt haben, wie jedenfalls bei den mittelalterlichen „swebelkirzen", die die „Kedder dreit". Auch Binsen wurden zu Faserdochten zusammengedreht und dann sowohl mit Harz wie mit Pech und Wachs umgeben. Wahrscheinlich stammen diese einfachen, aber sinnreichen Verfahren, wie u. a. wohl ebenfalls das zu Leuchtzwecken in Fett getränkte Moos, aus vorgeschichtlicher Zeit.

Für die Frage nach der Herkunft der Kerze gewinnt nach alledem die von den Brüdern Grimm vertretene Anschauung erhöhte Geltung, nämlich daß das Wort mhd. kerze, ahd. cherzâ u. a. den Docht und nicht das Wachs bezeichnen: „Diese benennung der kerze nach dem dachte deutet an, daß man kerzen machte, die wesentlich eben aus werch bestanden, das man zusammen drehte und

mit talg oder wachs tränkte . . . jene gewundenen kerzen aus werch aber sind wol alteinheimisch....“ Erschwert wurde diese Erkenntnis wesentlich durch den technischen Fortschritt unseres heutigen Stearinverfahrens, demzufolge das lästige Verkohlen bei den nach alter Art hergestellten Kerzen fortfällt.

Noch aus einem weiteren Grunde scheint sich der Widerspruch gegen die Entlehnung der Kerze aus dem Romanischen zu bestätigen. Ein Beispiel hierfür bietet der Brautleuchter von Ratzeburg (Mecklenburg). Seine Ausschmückung mit Lichtern und Äpfeln in kreuzförmiger Anordnung ist sinnbildlich zu verstehen. Die gewählten Motive entsprechen den wichtigsten Merkmalen unseres Weihnachtsbaumes, ihre Anordnung wiederum manchen Darstellungen der vorgeschichtlichen Felszeichnungen z. B. an einem dänischen Hügelgrabe der urgermanischen Zeit im Kirchspiel Smeby, Øland. Dies deutet auf gewisse innere Beziehungen zwischen Licht, Feuer und Grab hin, wie es ja auch teilweise Brauch ist, daß Hochzeitsleute die Gräber der Ahnen aufsuchen. Damit haben wir voraussichtlich eine Spur gefunden, um das Fortleben vorgeschichtlichen Brauchtums in volkskundlicher Überlieferung feststellen zu können.

Im folgenden wollen wir uns dem benutzten Werkstoff und der Technik seiner Bearbeitung zuwenden. Eine bestimmte Gruppe von Geräten wurde in der Vorzeit überwiegend aus Holz und Ton hergestellt. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang die frühmittelalterliche Erwähnung von „hölzernen Leuchtern“, die durch die Bodenfunde vollauf bestätigt wird. Ich erinnere nur an die prachtvollen gedrechselten Leuchter aus den Alamannengräbern von Oberflacht. Aus Metall verfertigte man derartige Geräte erst in späterer Zeit, wobei allerdings vielfach die in den Kirchen gebrauchten Holzleuchter mit senkrechtem Dorn als Vorbild dienten, die ihrerseits auf römische Muster zurückzuführen scheinen.

Aus einer Baugrube mit mittelalterlichen Hausresten in Wollin wiederum stammt ein flach aufliegendes Lichterkreuz aus Ton. Die streng geometrische Anordnung der noch erhaltenen Lichttüllen kennzeichnet eine heimische Gebrauchsform. Auffällig ist ferner die Verzierung mittels Kammstrich in Gestalt des Wolfszahnornaments. Für vorgeschichtliche Zeiten wäre der gleiche Werkstoff denkbar, als Schmuckmotive ganz ebenso der sechs- oder achtzackige Stern, mehrspeichige Räder, Kerbschnittsechsecke u. ä.

Eine Verbindung aus Holz und Ton weisen ferner die bis ins frühe Mittelalter belegbaren Kienspanhalter auf. Das sog. „Geamaul“, auch Maulauf genannt, stammt in gotischer Ausprägung aus Oberösterreich (13.—14. Jahrhundert). Im Baltikum wurden solche Menschenköpfe aus Kalkstein hergestellt und Kienspanhansel (estnisch „Pirru Jaak“) genannt. Bei dem schwedischen Forscher Olaus Magnus endlich finden wir Darstellungen von Bauer und Bäuerin, die bei ihrer häuslichen Beschäftigung einen Kienspan im Munde halten. Noch heute gibt es Pfänderspiele, die in scherzhafter Form den Gebrauch dieser Art Lampe widerspiegeln, wie z. B. „Hansel, blas die Funsel aus“. Dabei wird ein Holzspan in der Runde gereicht, der an einem Ende glüht und von jedem Teilnehmer zwischen Nase und emporgezogene Oberlippe gesteckt wird. Bei wem der glimmende Funke verlöscht, der hat dann — eine Runde zu stiften.

Daß die Bedeutung des Kienspans nicht unterschätzt werden darf, lehren besondere Vorrichtungen für seine Verwendung, wie Leuchtnische und Kienspanlampe. Freilich stoßen wir auf Berichte darüber erst um 1800. Trotzdem will ich hier eine kurze Schilderung von Kohl aus sächsischen Dörfern anführen, da sie für unsere Frage typisch ist: „Neben dem Ofen an der ‚Hölle‘ ist der Kamin. Dieser Kamin ist ein viereckiges Loch in der Wand, das einen besonderen kleinen Rauchfang hat, mit dem es in den des benachbarten Ofens mündet. In den Winterabenden wird hier ein Kienfeuer unterhalten, das zur Erhellung des Zimmers dient. Auf der Außenseite befindet sich ein kleines mit einem Schieber versetztes Loch, durch welches der Schein der Kienflamme auch in den Hausraum hineinspielt. So bei den Deutschen jenseits der Elbe. Diesseits der Elbe ist der Kamin etwas verkleinert, und statt des ‚slawischen‘ Kienfeuers steht eine Öllampe in demselben, deren Rauch aber ebenfalls durch einen eigenen Rauchfang abzieht. Ein solcher Kamin wird hier ‚Kalf‘ genannt. (Für Württemberg ist dem Verfasser eine ähnliche Einrichtung mitgeteilt worden.) In den neueren Häusern ist es zu einem ganz kleinen viereckigen Loch ohne Rauchfang zusammengeschrumpft, welches die Leute das ‚Schwefelloch‘ nennen, weil sie die Schwefelstücken, Zunder und Feuerschlag darin aufbewahren.“ (Letztere Einrichtung fand der Verfasser noch im Heimatmuseum Neustadt i. Holstein u. a. dargestellt.)

Möglicherweise lassen sich hier vorgeschichtliche Fundbeobachtungen anknüpfen. Z. B. konnten in Karlstein bei Reichenhall an den Rückwänden latènezeitlicher Blockhütten rechteckige Ausbuchtungen festgestellt werden, in denen sich eine dichte Kohle- und Aschenschicht zeigte.

In eigenartiger Weise scheint nun aus derartigen Leuchtnischen wohl in Verbindung mit der Feuerstelle die Lampe hervorzugehen. Zunächst mag sie nichts anderes gewesen sein, als die handlich gewordene, bewegliche und verkleinerte Feuerstelle selbst. Sie bewahrt das Feuer! Diese Bedeutung lebt in der germanischen Bezeichnung der Lampe ahd. liohtvaz und liohtchâr weiter, wie ja

auch die Unterhaltung des Feuers in irdenen Schüsseln bei Griechen, Römern und Indern die uralten Beziehungen innerhalb des nordischen Kulturkreises widerspiegelt. Vielerlei Volksbräuche, auf die ich hier jedoch nicht eingehen kann, vervollständigen noch das gewonnene Bild.

Der älteste Gebrauch des zuvor erwähnten Kienspans gehört auf Grund der Bodenfunde in die Hallstattzeit. Aber nicht nur angebrannte Kienspäne blieben erhalten, die ihre Vorgänger in Birkenrindenfunden der Jungsteinzeit besitzen. Auch Kleingeräte entdeckte man, die unmittelbare Einblicke in das Brauchtum gewähren, und durch neuzeitliche Entsprechungen aus Schleswig-Holstein, Friesland, Westfalen und Brandenburg als solches bestätigt werden. Es handelt sich um radartige Einsteckvorrichtungen für Kienspäne, die u. a. aus

ABB. 2. OSTISCHE TONLAMPE der Jungsteinzeit

den Abfallgruben von Osthofen bei Worms stammen.

Da der Wohnbau der Hallstattzeit keine grundlegenden Unterschiede zu den technischen Voraussetzungen der Bronze- und Jungsteinzeit aufweist, läßt sich die Benutzung des Kienspans als Lampe bereits für die jüngere Steinzeit erschließen, zumal mehrere der genannten Birkenrindefunde mit angebrannten Teilen eine fackelartige Verwendung außerhalb des Hauses nahelegen. Zwar sind solche Einzelfunde selten. Aber die Form dieser alten Feuerbrände wirkt noch im Volksbrauch nach als sog. Beeken Brennen. Bündel von zusammengerafftem Kienholz werden als Kenteln bzw. Pucheln gebraucht. Sie brennen beim stärksten Wind und geben helles Licht. Im Wolgagebiet bündelte man ganz ähnlich die sog. Pergel aus Birkenspänen zusammen und entzündete sie ehemals bei besonders festlichen Anlässen.

Entwicklungsgeschichtlich wurzeln derartige Bräuche vermutlich in der Kulturstufe der Altsteinzeit. Gerade bei der Jagd auf Höhlenbären mochte man sich oft nutzbringend der Feuerbrände

ABB. 1. STEINLAMPE der Altsteinzeit

bedient haben, die durchaus schon als Fackeln vorstellbar sind. Wichtig war dabei das Tränken der Hölzer mit Fett, weil Fett die Flamme verstärkt, ein Moment, das in der Vorzeit immer eine wichtige Rolle spielt. Die ältesten Feuerspuren selber sind bereits für die letzte Zwischeneiszeit belegt (Tetingen, Elsaß u. a.). Auch die besonderen Brandspuren von Fett stammen aus der gleichen Zeitstufe für die Mixnitzhöhle (Steiermark). Daß in jener fernen Vergangenheit der Mensch mittels eines Moosdochtes zu der Verbindung von Feuer und Fett gelangte, ist eine großartige Entdeckung. Vorgebildet war sie in der Feuererzeugung durch Schlag mit dem Pinkstein oder auch durch reibende Drehung mittels zweier Hölzer. Aber erst die bewußte Leitung und Beobachtung des aufflammenden Funkens an einem in Fett getränkten Moose setzt die eigentliche Wartung des Feuers voraus.

Die ältesten Lampen im engeren Sinne bestehen neben bisher nicht genügend gesicherten Vorkommen an Knochen- und Muschelgefäßen aus Stein (Abb. 1). Sie gehören der Eiszeit an. Daß ihre Benutzung schon für die Kulturen der Vorfaustkeil- und Halberstädter Stufe vorauszusetzen sei, ist unbegründet. Wohl aber scheint sie für das gesamte Jungpaläolithikum einschließlich der sog. Handspitzenkulturen und ihrer ältesten Vorstufen zuzutreffen, obwohl sichere Belege erst aus den jüngsten Stufen von Předmost und Thayngen stammen.

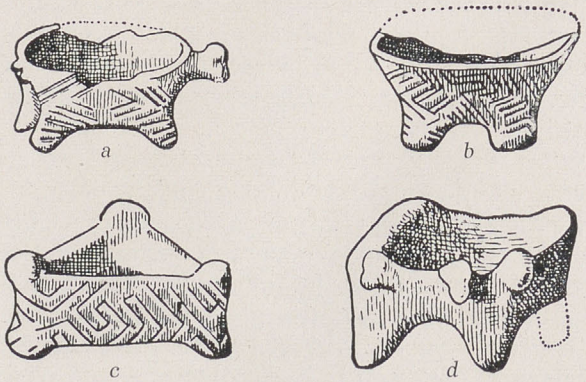


ABB. 3. TONLAMPEN des Ostischen Kulturkreises der Jungsteinzeit

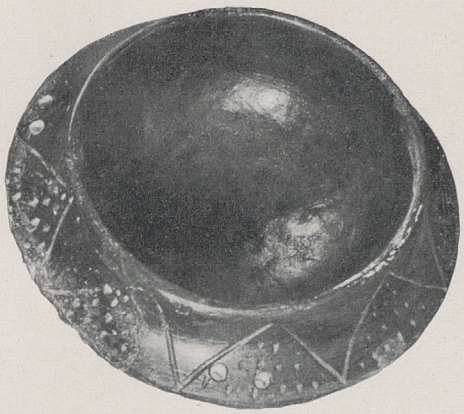


ABB. 7a. SCHALENLAMPE des nordischen Kulturkreises der Jungsteinzeit

Einzelne Hinweise, die sich möglicherweise auf das Anlegen vorgeschichtlicher Feuerstellen übertragen lassen, gibt uns die Volkskunde an die Hand, z. B. in der Sage aus dem Saastal in den Alpen: Zur Beleuchtung des Tanzbodens hatte man dort in einen ebenen Stein eine schüsselförmige Grube ausgehauen, worin man ein flackerndes Lichtlein unterhielt und mit Fleischsaft speiste.

Ähnliches weiß die schwedische Überlieferung der Provinz Westmanland von einer mit Fett gefüllten Schale auf einem großen Stein zu berichten und von einem alten Weibe, das das Licht entzünden mußte.

Heimische Bodenaltertümer scheinen diese Hinweise zu stützen. So kam im Mansfelder See- und Gebirgskreis eine Steinlampe mit reicher lebensbaumartiger Verzierung zutage. Die Untersuchung der Geologischen Anstalt zu Halle ergab Kalkstein als Werkstoff. Kalk- und Sandstein treffen wir nun aber auch an den altsteinzeitlichen Lampen der klassischen Bodenfunde Frankreichs an. Um das Bild für die jüngeren Zeitstufen abzurunden, sei hier noch kurz an die mittelalterlichen Umschreibungen für „Lichtsteine" erinnert.

Wichtig für den praktischen Gebrauch der Lampe sind die tierischen Einschlüsse. Der Fund von Des Scilles ließ z. B. Rentier erkennen. Die Lampe ist folglich ähnlich wie in den heutigen arktischen Wohngebieten gespeist worden. Dort verwendet der Eskimo das ziemlich langsam schmelzende Fett des sog. Caribou und einen Moosdocht. Die Moose, die heute noch in Norwegen an der Grenze zum ewigen Schnee, in Grönland, Labrador, Kanada oder in sumpfigen Alpenwiesen anzutreffen sind, konnten gleicherweise bei den Untersuchungen der blauschwarzen Kulturschicht im Hohlestein (Lonetal) festgestellt werden, und zwar in Verbindung mit einer jungpaläolithischen Freilandstation von Rentierjägern.

Der Nachweis des betreffenden Steingerätes als Lampe gelang durch die Schwarzfärbung in der Schalenhöhlung infolge von Rußbildung. Ferner zeigte der für Lampen kennzeichnende Griffortsatz eine undeutliche Einritzung, die die Bedeutung des Fundstückes erhöht. Eine weitere Steinlampe, mit der Zeichnung eines Steinbocks aus der Hochkultur des Magdalénien verziert, gehört ebenfalls den Hinterlassenschaften der Rentierjäger an (La Mouthe, Dordogne). Die Einritzung soll ähnlich gearteten Zeichnungen an den inneren Wänden der Höhle von La Mouthe entsprechen. Die durchschnittliche Länge dieser alten Steinlampen beträgt 20 cm, ihre Breite etwa 10 cm. In der Form sind sie nicht immer einheitlich, doch wird im allgemeinen ein Oval bevorzugt.

Dieser ausgeprägte Lampentyp der Altsteinzeit läßt die Frage aufkommen, was in der Jungsteinzeit daraus entsteht. Inzwischen ist ja eine äußerst entwicklungsfähige Umstellung dadurch eingetreten, daß Lehm und Ton als Werkstoffe nicht nur für den Wohnbau selbst, sondern auch für die einzelnen Kleinformen des täglichen Lebens in Haus und Hof verarbeitet werden.

Zu den Grundformen, die die Forschung für den Hausbau des Ostischen Kulturkreises herausgestellt hat, gehören die in den Löß eingetieften Wohnhütten. In ihnen brannte unweit der Feuerstelle ein kleines Tonlämpchen von meist klotz- bzw. würfelförmiger Gestalt, das in der Mitte eingetieft war und mit Fett oder Öl, sowie einem kleinen Binsendocht gespeist wurde. Die Verbreitung dieser Geräte ist außerordentlich groß. Spuren finden sich in der Ägäis; auf deutschem Boden liegen Funde namentlich aus Bayern vor (Kothingeichendorf, Niederbayern). Wichtig ist an diesen

ABB. 7b. SCHALENLAMPE des nordischen Kulturkreises der Jungsteinzeit

ABB. 4. LAMPE IN VOGELGESTALT *Bronzezeit*

Lampen, daß sie zum Stehen und Hängen eingerichtet waren. Auf letzteres deutet die ösenartige senkrechte Durchbohrung der Eckkanten hin.

Die Gruppe der Kultur von Lengyel (Ungarn) zeigt dann die weitergehende Stilisierung dieser althergebrachten Form (Abb. 2). Andere Funde wieder weisen eine reiche Verzierung auf, wie z. B. der sog. „Leuchter des Priamos", der vielleicht aus derselben Fundschicht stammt wie der trojanische Goldschatz. Die Verzierung entspricht den Hakenkreuzen u. a., die auf Tonstücken eingeritzt unter den Funden der niedergebrannten Stadt zum Vorschein kamen, also jener Gruppe von Sinnbildern angehören, die offenbar nordischen Einfluß verraten.

Die donauländischen Lampen zeichnen sich ferner durch Tierkopfverzierungen eines in der Bandkeramik heimischen Naturalismus aus (Abb. 3a—d). Ob hierin eine besondere Beziehung zum Feuer zu sehen ist, wie an unseren heutigen „Feuerböcken" oder zu dem Hahn, der gleichfalls an einer auffälligen sächsischen Tonlampe der Gegenwart erscheint, möge dahingestellt bleiben. Der Hahn ist wichtig, weil er „Künder des Kommenden" ist, „sein Weckruf den Wechsel vom Dunklen zum Hellen" anzeigt. „Gehörnte" Tierköpfe sind weiter sowohl für die frühe Eisenzeit Oberitaliens wie auch für die Hallstattzeit Mittel- und Süddeutschlands leitend in der Verbindung mit Feuer- und Herdgeräten. Beachtung verdient ferner die Anbringung von drei oder vier Füßchen an solchen Lampen.

Eine illyrische Übergangsform vom Tonklotz zur flachen Leuchtschale scheint ein Einzelfund aus Stillfried an der March darzustellen. Auch hier zeigt der kantig zugearbeitete Tonbatzen Tierkörperform mit restlichen Spuren einer roten Bemalung. (Rot ist übrigens die Farbe der Totenkerzen im Allgäu!) In der Mitte befindet sich die den Donauländern eigene Leuchtschale. Nur nimmt jetzt bezeichnenderweise die Größe des Geräts beträchtlich zu (Länge etwa 12,2 cm, Breite 8,5 cm und Höhe 5,5 cm).

Ähnliche Maße weisen die ebenfalls tierförmig gestalteten Tonlampen der Urnenfelderstufe auf. Ihre Verbreitung nimmt in der ausgehenden Bronzezeit ganz wesentlich zu (Abb. 4—6). Im Gegensatz zu den etwas plumpen ostischen Formen zeigen sie eine klare und schön gegliederte Ausarbeitung des tierischen Körpers. Der Kopf pflegte als Handhabe zu dienen, Rücken wie Schwanzende weisen Öffnungen auf, die für eine wechselnde Anlage der Dochtvorrichtung wichtig sind. Wie gern gesehen und gebraucht diese Tonlampen waren, bestätigen u. a. die Funde aus Buchau am Federsee, dieser besterhaltenen und ergiebigsten Siedlung aus der Endstufe der Bronzezeit auf deutschem Boden.

Auch Lampen mit seitlichen Dochtvorrichtungen (Oderberg) oder Henkel (Töplitz bei Potsdam) aus der späteren Bronzezeit kamen zutage. Durch mikrochemische Untersuchungen konnten an ihnen zum Teil Spuren von Gespinstresten und verharzte Fette nachgewiesen werden.

Für den Nordischen Kulturkreis der Jungsteinzeit endlich waren die Voraussetzungen für Lampenfunde nicht gerade günstig. Erst durch den Antrieb unserer Tage setzte eine planvollere Erforschung der Wohnkultur ein. Trotzdem ergaben sogleich die ersten, im großen Stil durchgeführten Ausgrabungen wichtige Aufschlüsse in unserer Frage. Namentlich zwei Lampentypen ließen sich für das nordische Vorhallenhaus der süddeutschen und schweizer Kulturen herauserkennen, wobei die Frage der Herdleuchte unerörtert bleiben möge.

Einmal handelt es sich um tiegelartige Hängegefäße, mit beträchtlich steiler Innenwandung bei einer verhältnismäßig flachausstreichenden Außen- bzw. Bodenseite (Abb. 7a—b). Letztere kragt am

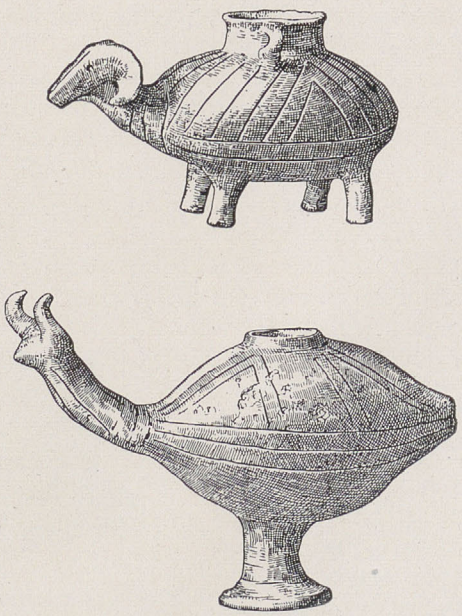


ABB. 6. TONLAMPEN in Tiergestalt *Bronzezeit*

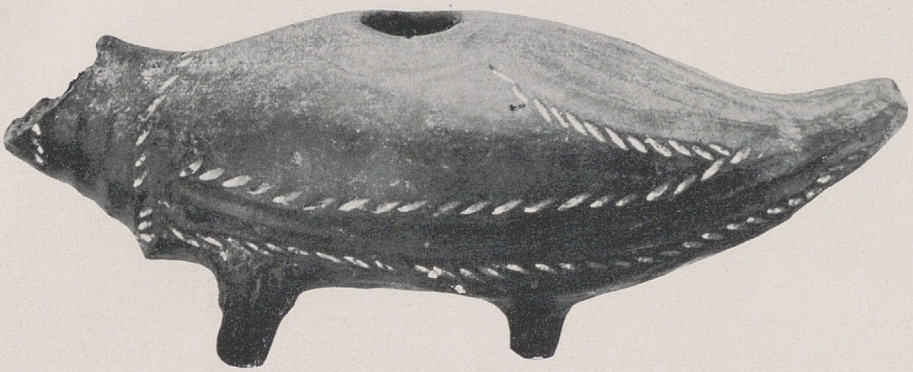


ABB. 5. LAMPE IN VOGELGESTALT. Jüngere Bronzezeit. Wasserburg Buchau

Rande oder in der Mitte der Gefäßwandung etwas vor und ist zum Aufhängen in regelmäßigen Abständen durchlocht. Diese Umlaufkragen weisen mitunter sehr schöne Verzierungen auf, z. B. mittels einer Hohlkehle, in die ein Winkelband mit Punktmusterung eingelassen ist. Die Gefäße selbst sind mit einem lederfarbenen bis dunkelbraunen Überzug aus geschlämmtem Ton versehen, fein geglättet und poliert. Ihre Maße wechseln: äußerer Durchmesser 10—14 cm, innerer Durchmesser 5 bis 10 cm, Höhe 2—5 cm (z. B. Egolzwil, Wauwiler Moos bei Olten, Schweiz).

An derartige jungsteinzeitliche Vorbilder erinnern auch eine Reihe von Lesefunden aus der Bronzezeit (Biel und Neuenburg, Schweizer Seestationen), so daß ein Weiterleben und Fortentwickeln der alten Formen erschlossen werden darf (Abb. 8). Ja, möglicherweise finden wir diesen vorgeschichtlichen Lampentyp in sehr viel späterer Zeit in dem schon oben einmal genannten mit Henkel und Bandöse ausgestatteten ahd. liohtvaz wieder.

Die zweite jungsteinzeitliche Lampenform des Nordischen Kulturkreises ist wesentlich komplizierter. Sie besteht aus einem tönernen Hohlring mit drei in streng geometrischer Anordnung aufgesetzten Lichttüllen. Der Dreizahl mag ein ursprünglich sinnbildlicher Gehalt innegewohnt haben. Die Bedeutung dieser Tonringlampen beruht nun vor allem auf der senkrecht angelegten Dochtvorrichtung, die eine Verwendung von Fett als Brennstoff ausschließt, es sei denn als Kerze oder gleichwertig verwendbarem Pech, Harz und ähnlichem bzw. den mehr fackelartigen Vorstufen dazu (Moos, Holzspäne u. dgl., s. oben). Daneben scheint aber schon der von Öl gespeiste Hanfdocht bekannt gewesen zu sein (vgl. den angeblichen Fund einer Hanfschnur aus dem Moordorf Weiher bei Tayngen). Die Verarbeitung des Leins in den Dörfern der Jungsteinzeit nach Gespinst und Faser wird ja bereits durch Spinnen und Weben, durch Kleidung und Tracht ausgewiesen. Die vorgeschichtlichen Lampen deuten daneben also auch auf eine regelrechte Ölsaat zur Brennstoffgewinnung hin.

An diese jungsteinzeitliche Ausgangsform der senkrechten Dochtvorrichtung lassen sich eine Fülle ergänzender Beobachtungen aus vorgeschichtlichem und volkskundlichem Forschungsgebiet anschließen. Denn ihre in einer solch frühen Zeitstufe bereits erkannte technische Nutzbarkeit dürfte zur weiteren Ausgestaltung angeregt haben.

Zunächst wird das Fortleben der Tonringlampe bestätigt durch den Einzelfund von Bretsch (Kr. Osterburg) (Abb. 9) aus der großgermanischen Zeit. Die dort zutage geförderte Lampe ist mit dem gleichfalls aus der Steinzeit bekannten Winkelband in Furchenstichtechnik und weiteren Linienbündeln verziert, allerdings jetzt größer geworden (Durchmesser 13,5 cm, Höhe 9 cm). Hier zeigt sich also der gleiche innere Zusammenhang wie in dem allbekannten Weiterleben der nordisch-indogermanischen Hausform in der späteren germanischen Kultur. Selbst der für die Lampe benötigte Brennstoff ist aus den nur wenig älteren, freilich in Nordwestjütland aufgedeckten Langhäusern belegt (Leindodder = Camelina sativa).

Die senkrechte Dochtvorrichtung wird ferner an der hochmündigen Tonlampe von Barnkrug (Kr. Stade) bestätigt. Trichterförmig zieht sich hier die etwa 3 cm starke Wandung zum Gefäßboden hinab, in den von innen ein Loch gebohrt ist für einen senkrecht hineinpassenden Stab. Auf den lappenartig breitvorgezogenen Füßen steht die Lampe sehr sicher (oberer Durchmesser 13,5 cm, Höhe 14,4 cm). Die innere Gefäßwandung ist von einer kohligen Kruste überzogen. Eine mikro-

ABB. 8. SCHALENLAMPE der Bronzezeit

chemische Untersuchung ergab die ehemalige Einlage verschiedener Fettsubstanzen, vor allem wohl Schweinefett und Leinöl. Auch Kohleteilchen liegen vor, darunter Gespinstreste und Bastzellen von Flachs sowie Holzstückchen.

Bei einem praktischen Versuch wurde daraufhin ein mit Flachsbüscheln umwickelter Holzstab senkrecht in die Vertiefung des Gefäßbodens eingeführt und das ganze mit Leinöl und flüssig gemachtem Schweinefett übergossen. Nach der Entzündung konzentrierte sich die Flamme auf die Rundung der verkohlenden Flachsbüschel und ergab ein regelmäßig brennendes Licht von anhaltender Dauer. In der Leuchtwirkung läßt es sich etwa dem Runddocht einer Petroleumlampe vergleichen, nur mit dem Unterschied, daß hier die Flamme offen und doch durch den Behälter gesichert an der verkohlten Flachsmasse ansteht. Das Licht ist gut und strahlt zugleich eine behagliche Wärme aus.

Die Nutzbarmachung von Feuer und Licht durch den Menschen erscheint somit bereits in der Kulturstufe der Altsteinzeit begründet. In der Jungsteinzeit erfuhr sie dann grundlegende Wandlungen, deren Erbe hineinragt in die germanische Zeit. Keine schriftliche Quelle vermag über die Bedeutung des Lichtes in der Vorstellungswelt unserer Ahnen zu berichten. Aber diese Bedeutung ersteht wieder aus der liebevollen Versenkung in

ABB. 9. TONLAMPE *von Bretsch*

die Gesetze der durch die Natur dargebotenen Stoffe. Unserem heutigen Sprachgut ist die jahrtausendalte Volksüberlieferung des Lichtes großenteils verlorengegangen, wie die romanischen Lehnwörter Lampe, Öl, Fackel u. a. lehren, die dadurch ein Zerrbild über die wahren Verhältnisse in der Vergangenheit vermitteln, ganz im Gegensatz zu der hohen Bedeutung, die das Lichtfest in Sitte und Brauch unseres Volkstums einnimmt. Die Aufklärung darüber erfolgt durch die Bodenfunde unserer Vorzeit.

Fritz Wiedermann

Die letzten Holzkirchen in Schlesien

Im Kranze der dunklen Wälder, die vom Oderstrande bis zum Höhenrande des Landrückens reichen, finden wir die kleinen seltsamen Schrotholzkirchen, die einzigartigen Holzbauten, wie wir sie nirgends wieder im deutschen Vaterlande treffen. Sonderbar ist ihre Bauweise, ganz einzigartig ihre Geschichte. Für uns sind sie von besonderem Werte, weil sie die letzten, noch erhaltenen Spuren einer germanischen Baukunst aufzuweisen haben. Weil sie das Vätererbe bewahrt haben bis an die Schwelle der Neuzeit.

Diese Blockwerkkirchen sind echte Kinder der heimatlichen Scholle. Aus dem Holze der weiten Wälder sind ihre Wände gefügt, hölzerne Schindeln bilden die Dachhaut und auch die Inneneinrichtung besteht fast ausschließlich aus Holz. Malerisch fügen sie sich dem Landschaftsbilde Oberschlesiens und des Grenzlandes ein. Einst waren sie überall im Osten zu finden. Heute ist ihre Zahl bis auf 80 zurückgegangen; die Mehrzahl jener Blockwerkkirchen ist drüben, im abgetrennten Gebiete zu finden.

Wenn wir die seltsame Bauweise dieser Kirchen bis zur germanischen Zeit zurückverfolgen wollen, dann müssen wir an die nächsten Verwandten dieser Bauten denken. Das sind die hochragenden Mastenkirchen Norwegens. Die Wikinger, Meister des Schiffsbaues, verstanden auch die Kunst, diese kunstvoll gefügten Kirchen zu bauen. Sie hatten diese Technik aber bereits von den Ostgermanen erworben, die überall, wohin ihr Wanderweg sie führte, jene hochentwickelte Holzbaukunst ihrer Königshallen einführten. Darum reicht die Verbreitung dieser Blockwerkkirchen von der Ostsee über Brandenburg bis Schlesien. Aber auch längs der Karpaten, ja bis hin zum Schwarzen Meere, finden wir diese eigenwilligen Bauwerke.

Kein anderes Volk als unsere germanischen Vorfahren verstand im gleichen Maße die Kunst des

BLOCKHOLZKIRCHE in DÖBERN Oberschlesien. Aus Holzplanken gefügt sind Eingangstor und Zaun

Holzbaues. Dem germanischen Eichenwalde hatte man das Gesetz des Dehnens und Reckens abgelauscht, dem Mythos des Waldes entsprach das organische Gefüge des Holzbaues. Stütze und Last wechseln ab in rhythmischer Ordnung, Strebewerk unterstützt den Aufbau, die Schwellenhölzer tragen mit wuchtiger Kraft den Aufbau der Säulen und Ständer.

Allen diesen Schrotholzkirchen ist die große Umrißlinie gemeinsam; wenn es auch kaum zwei geben mag, die einander ähnlich sind. Schwere, ungefügige Balken, grob behauen oder mit der Säge geschrotet (darum der Name!) und mit dem Beil geglättet, bilden das Bauholz der Wände. Bis fast zur Erde herab reicht das wuchtige Dach, aus hölzernen Schindeln ist seine Haut. Der Chor ist ein wenig eingezogen, die Ecken sind abgeschrägt. Fenster und Türen zeigen die klare Schönheit alter Zimmermannstechnik, flache Kerbschnitzerei gibt den Bauten ein bodenständiges Gepräge. Manchmal krönt ein kleiner hölzerner Dachreiter die lange Linie des Firstes.

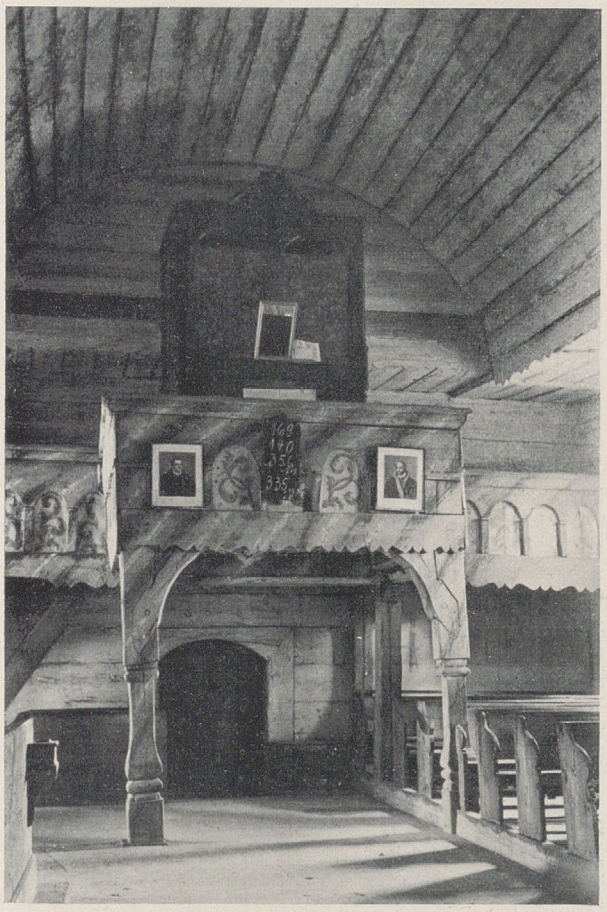
Die Türme sind einem besonderen Baugesetz unterworfen. Es sind selbständige Gebilde, aus 4 Eckſäulen aufgebaut. Dieses Baugefüge der Ständerwerke geht unmittelbar auf die Mastenkirchen Norwegens zurück; wir finden es bei den berühmten germanischen Königshallen, wir kennen es aber auch vom ostgermanischen Hausbau. Diese 4 starken Ständer oder Stiele geben dem Turm seine eigenwillige Form. Denn die Außenwände sind geböscht und mit Schindeln oder Schalbrettern abgedeckt. Die Glockenstube kragt meist ein wenig vor, eine vier- oder gar achtseitige Haube krönt den Aufbau. Manchmal findet man auch eine lustige Barockhaube, deren Zwiebelform von handwerklicher Derbheit strotzt.

Ein weiteres Kennzeichen für den nordischen Ursprung sind jene Umgänge, die meist den Chor einschließen, oft aber das Gotteshaus von 4 Seiten umgeben. Auch sie sind aus der alten Technik entwickelt und zeigen eine starke Verwandtschaft mit den norwegischen Vorbildern. Verwandt mit diesen Umgängen sind auch die kleinen Flugdächer, die wir besonders bei den Türmen öfters finden. Sie haben die Aufgabe, das Balkenwerk vor dem Schlagregen zu schützen. Oft sind mehrere solcher Dächer im notwendigen Abstande übereinander angebracht. Kleine Anbauten, Freitreppen, Altanen oder Bühnen, sämtlich aus Holz gezimmert, geben den Bauten ein besonders malerisches Gepräge. Meist haben sie noch einfache, aber wirkungsvolle Verzierungen aufzuweisen, kerbschnittähnliche Ornamente oder runenähnliche

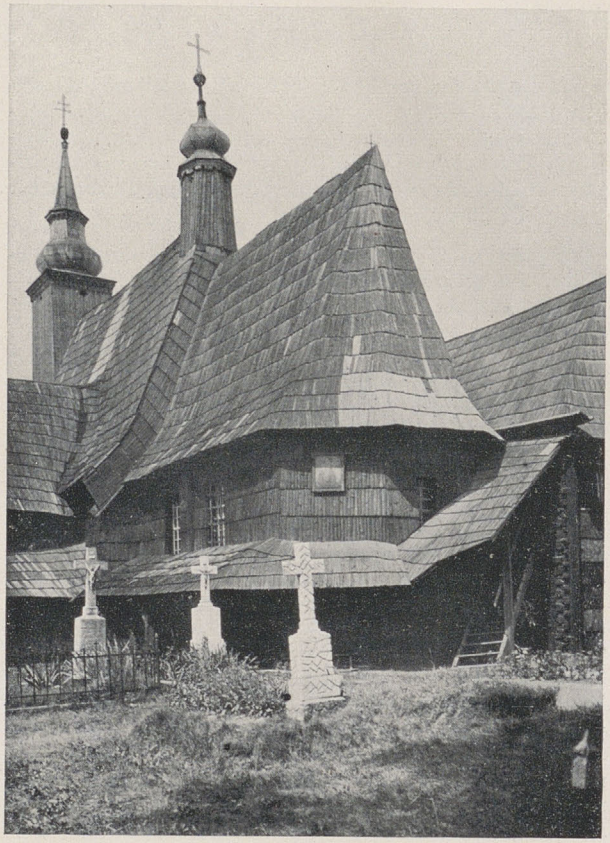
BLOCKHOLZKIRCHE in Guty, Mährisch-Schlesien

Zierformen. Auch das Kennzeichen aller wikingischen Bauten, das Seilmotiv, kommt sehr oft vor. An mancherlei Zierformen erkennen wir, daß die Kunstformen der Gotik unzweifelhaft aus dem Holzbau kommen. Manches Beweisstück für Väterkunde und germanische Kulturhöhe läßt sich noch aus den Kunstformen unserer Schrotholzkirchen ablesen.

Wann sind die schlesischen Blockwerkkirchen gebaut worden? Die ältesten dürften noch aus dem 15. Jahrhundert stammen, die Mehrzahl ist wohl aber erst im 17. oder 18. Jahrhundert gebaut worden. Es wäre aber falsch zu glauben, daß darum die Holzkirchen erst nach dem Steinbau geschaffen worden sind. Die starke Tradition des Holzbaues läßt vermuten, daß auch die Vorläufer dieser Gotteshäuser (und sie sind urkundenmäßig bis ins frühe Mittelalter zu verfolgen!) bereits die gleichen Formen zeigten. Die Holzbauten des ersten Jahrtausends dürften kaum anders ausgesehen haben als die heute noch vorhandenen. Aus diesem Grunde kommt den schlesischen Bauwerken eine besondere Bedeutung zu. Sie sind die letzten Träger einer alten Bauüberlieferung und sind damit die Erben ältesten Kulturgutes geworden.



INNERES DER SCHROTHOLZKIRCHE zu Matzdorf im Kreise Kreuzburg



MALERISCHE SCHROTHOLZKIRCHE in Rosenberg, Oberschlesien

In der ganzen Lebensgeschichte eines Volkes ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht.

Friedrich Ludwig Jahn

Zeitschriftenschau

Aarbøgar for nordisk Oldkyndighed og Historie, Kopenhagen 1937. — Den ersten Halbband bestreitet Th. Matthiassen mit seiner Arbeit „Gudenaa-Kulturen, en Mesolitisk Indlandsbebyggelse i Jylland", in der er eine umfassende Übersicht über die mittelsteinzeitlichen Kulturen der Halbinsel Jütland gibt.

Altpreußen, Vierteljahrsschrift für Vorgeschichte und Volkskunde, Königsberg, Jahrg. 2, Heft 4, Dezember 1937. — H. Groß versucht in seiner Abhandlung „Auf den Spuren der Steinzeitjäger vor 8000—20000 Jahren in Altpreußen" eine Forschungslücke hinsichtlich der bisher ungesicherten Besiedlung Ostpreußens während der Altsteinzeit zu schließen. — In „Die Geschichte der Landschaft um den Tillwalder-See auf Grund von Bodenfunden" stellt W. Heym einen kurzen Überblick über den dortigen Besiedlungsverlauf während der vorgeschichtlichen Zeitstufen zusammen.

Altschlesien, Mitteilungen des schlesischen Altertumsvereins, Breslau 1937, Bd. 7. — Aus dem reichhaltigen ersten Heft sollen nur einzelne Beiträge herausgegriffen werden. H. Seger, „Der Goldfund von Alteichen, Kr. Glogau" gibt anschließend an seinen Bericht über diesen ungewöhnlichen Fund aus der jüngeren Bronzezeit einen kurzen Ausblick auf die handelsgeschichtliche Bedeutung der Goldspiralen überhaupt. — F. Geschwendt, „Vorgeschichtliche Burgen in Schlesien" weist auf Grund der Verteilung dieser illyrischen Befestigungen nach, daß sie ihre Entstehung dem Bedürfnis nach einer zweckmäßigen Verteidigung gegen die drohende Ausbreitungsgefahr der benachbarten Germanen verdanken. — H. Zeiß, „Die Zeitstellung des Reitergrabes von Königsbruch, Kr. Guhrau", rückt diesen wichtigen wandalischen Fund entgegen der bisher üblichen Auffassung in das 5. Jahrhundert herunter. Dadurch gewinnt die Frage einer germanischen Restbevölkerung nach Abzug der Wandalen erhöhte Bedeutung. — In ähnlicher Richtung bewegt sich die Arbeit von W. Boege, „Ein Beitrag zum Formenkreis der wandalischen Ordenware aus der Völkerwanderungszeit". — Desgleichen läßt sich auch E. Petersen hier einreihen: „Der Burgwall von Kleinitz, Kr. Grünberg". Ein vorläufiger Bericht. — Einen weiteren Beitrag zur Lösung dieser schwierigen Frage liefert K. Langenheim, „Ein wichtiger frühslawischer Siedlungsfund vom ‚Schmiedeberg' bei Gustau, Kr. Glogau". — Endlich gehört noch der Aufsatz von M. Jahn, „Der Burgwall von Poppschütz, Kr. Freystadt", hierher.

Altschlesische Blätter, Nachrichtenblatt für schlesische Frühgeschichte, Breslau, 12. Jahrg., 1937. — Im Schlußheft Nr. 7-8 berichtet u. a. W. Boege über „Eine Grubenwohnung der jüngeren Steinzeit als Grabstätte". — J. Pätzold und Ch. Pescheck versuchen an Hand wandalischer Gräberfunde eine volkstümliche Schilderung des damaligen Bestattungsbrauches zu geben. — E. Petersen, „Ein Wikingerfund aus Nimptsch", bietet einen weiteren Beleg für den überragenden Einfluß der Wikinger auf die frühgeschichtliche Entwicklung Schlesiens. — Aus frühdeutscher Zeit wäre noch zu nennen F. Pfützenreiter, „Alt-Beuthen im Lichte der Spatenforschung". Durch Grabungen konnte hier der ältesten Stadtgeschichte nachgespürt werden.

13. Jahrgang, Nr. 1 bringt als Überraschung die Aufdeckung „des ersten Brandgrabes der Jordansmühler Gruppe in Schlesien" beschrieben vom W. Nowothnig. — Besonders erwähnenswert sind ferner R. Habelt, „Eine auffallende Grabanlage der Illyrer in Breslau-Hartlieb". — E. Aner, „Ein schleswig-holsteinisches Gegenstück zur Silingfrage". Der Verfasser deutet die berühmte Fundstätte Thorsberg am Süderbaruper Moor als alten Kultplatz und Dingstätte der Angeln und versucht den Nachweis einer ununterbrochenen Besiedlung bis ins Mittelalter hinein.

Antiquity, A Quarterly Review of Archaeology, September 1937. — An vorgeschichtlich wichtigen Aufsätzen sind u. a. zu nennen W. S. Angus, „The Battlefield of Brunanburh". Der Verfasser setzt sich mit der Frage nach der Örtlichkeit dieser entscheidenden Schlacht vom Jahre 937 zwischen den Engländern einerseits, Schotten und Wikingern andererseits auseinander. — B. Filov, „The Bee-hive Tombs of Mezek" behandelt interessante „Kuppelgräber"-Funde aus Südbulgarien, die Beziehungen zu Mykene aufweisen.

Bayerische Vorgeschichtsblätter (Fortsetzung des „Bayerischen Vorgeschichtsfreundes"), München 1937, Heft 14. — Im ersten Teil „Zur paläolithischen Knochenkultur" kommen zwei sich gegenüberstehende Anschauungen zu Worte: M. Näbe, „Bearbeitete Höhlenbärenknochen aus dem Zahnloch bei Steifling (Fränkische Schweiz)" und F. Mühlhofer, „Zur Frage der ‚protolithischen' Knochenkultur nach den Funden in fränkischen Höhlen". — Weiter ist zu nennen H. Zeiß, „Ein Vorwort zur Chronologie des Reihengräberfeldes Schretzheim, B.-A. Dillingen", der eine genaue Zeiteinstufung dieses wichtigen Fundplatzes versucht. — Besondere Beachtung unter den zahlreichen kurzen Fundberichten verdienen F. Birkner, „Steinzeitfragen in Bayern", E. Frickhinger, „Grabungen in der kleinen Ofnet bei Hohlheim, B.-A. Nördlingen", sowie ein Beitrag desselben zur latènezeitlichen Siedlungskunde.

Das Thüringer Fähnlein, Monatshefte für die mitteldeutsche Heimat, Jena, Jahrg. 7, Heft 1, Hartung 1938, enthält einen Beitrag von Professor Neumann über „Neue bronzezeitliche Siedlungskunde der Kreisabteilung Camburg". — Heft 2, Hornung 1938, bringt dessen Fortsetzung.

Das Bild, Monatsschrift für das deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart, Karlsruhe, Heft 1, Januar 1938, bringt einen Aufsatz über „Öländische Runensteine des 11. Jahrhunderts" von W. Anderson.

Der Norden, Monatsschrift der Nordischen Gesellschaft, 14. Jahrgang, Nr. 10, Oktober 1937, enthält einen längeren Bericht über den 2. Nordischen wissenschaftlichen Kongreß „Tracht und Schmuck" in Lübeck. — Aus Nr. 12, Dezember 1937, sei auf Dr. S. Lehmanns Beitrag „Die Sonne im Sinnbild" verwiesen, und E. Piper, „Das Wikingerschiff von Ladby auf Fünen", einen Neufund aus dem Jahre 1935. — 15. Jahrgang: in Nr. 2, Februar 1938, geht Dr. Wolframs Abhandlung „Auf den Spuren des Nordens in Österreich" den Zusammenhängen nord- und südgermanischer Volkstänze nach.

Der Trommler, Nationalsozialistische Deutsche Zeitschrift in Argentinien, Buenos Aires, Jahrg. 6. — In Heft 109, Mai 1937, beginnt mit der Würdigung des großen Wandalenkönigs Gaiserich von Dr. W. Frhr. v. Gerstorff eine Aufsatzreihe über germanische Führergestalten. — Heft 113, Juli 1937, setzt mit „Bojorix und Teutobod" den Führern der Kimbern und Teutonen diese Reihe fort. — Das Heft enthält außerdem einen kurzen Bericht über „Elementares aus der germanischen Altertumswissenschaft" und zeigt darin den notwendigen Wandel in der Beurteilung unserer Vorfahren auf. — Heft 115, August 1937, reiht „den batavischen Bauernführer Claudius Civiles" unter die bedeutenden Männer unserer Vergangenheit ein. — Unter dem Titel „Auch seine Ehre hieß: Treue!" folgt eine Charakterzeichnung des Nibelungenhelden Hagen v. Tronje. — Heft 116, September 1937, „Ein Staat versank im Federsee" beleuchtet kurz die Ergebnisse der für die Vorgeschichtsforschung aufschlußreichen Grabungen. — Die Aufsatzreihe Germanische Führer IV stellt „Frithigern, den Führer der Westgoten", in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. — Aus Heft 117, September 1937, sei auf den Beitrag von O. Sölmund, „Germanische Bauern

schaffen sich eine neue Heimat" hingewiesen, in dem er die Geschichte der isländischen Landnahme behandelt. — In Heft 119, September 1937, setzt sich der Aufsatz „Reichsautobahn widerlegt Cäsar" mit der Frage der Ödlandstreifen zwischen den germanischen Stammesgrenzen auseinander. — Germanische Führer V behandelt den größten Germanenfürsten der Frühzeit, „Dietrich von Bern, den König der Ostgoten". — Eine Großtat der germanischen Wikinger wird ferner in „Leif Erikson, der Entdecker Amerikas" geschildert. — Heft 122, Oktober 1937, bringt als weiteren Beitrag zu Germanische Führer VI eine Würdigung der Feldherrenkunst des „Kniva, Herzog der Goten" im Kampf gegen das römische Weltreich. — Heft 126, Dezember 1937, widmet einen Aufsatz der „Wintersonnenwende", dem „Sinn- und Brauchtum der altgermanischen Weihe-Nacht". — Germanische Führer VII geht auf die politische Bedeutung von „Ballomar und Ariogais, die Führer der Markomannen und Quaden" ein.

De Wolfsangel, Strijdblad Voor Nederlandsch Volksbewustzijn, Utrecht, 2. Jahrg. — In Nr. 1, Juli 1937, setzt sich der Leitartikel „Odal" mit dem Ursprung der Odalrune und ihrem Fortleben in den heutigen volkskundlich belegbaren Sinnzeichen auseinander. — Nr. 3, September 1937, behandelt in dem Aufsatz „Yggdrasil" die uralte Vorstellung des Lebensbaumes. Eine Ergänzung dazu liefert der kurze Beitrag „Gerechtsboomen". — In Nr. 5, November 1937, weist die Abhandlung „Kunst als Erfdeel" auf die staunenswert hochentwickelte Technik der nordischen Steinwerkzeuge hin. — Der Beitrag „Germaansche Voornamen" wählt eine Anzahl altgermanischer Namen aus dem ehemals reichen Schatz unserer Vorfahren aus und erklärt zugleich ihre Bedeutung. — Nr. 8, Februar 1938, enthält unter dem Titel „Tooverknoopen" einen weiteren Beitrag über ein bereits für die indogermanische Zeit gefolgertes Sinnzeichen. — Es folgt eine kurze Abhandlung über „De Irmenzuil".

Die Kunde, Gemeinsames Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichte Nordwestdeutschlands und der Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde Niedersachsens, Hannover, Januar-Hartung, 1938. — Nr. 1 leitet H. Schroller mit einem vorläufigen Bericht über „Das Skelettgräberfeld von Holle, Kr. Marienburg" ein. Daran schließt sich eine „Untersuchung der Scheibenfibel von Holle" durch W. Geilmann sowie eines später gefundenen Eisengerätes. Sie brachte u. a. wichtige Aufschlüsse über Gewebereste.

Die Mark, Zeitschrift für Kurmärkische Heimatpflege und Wandern, 33. Jahrg., Heft 9, September 1937. — W. Dinger gibt kurze Aufschlüsse über „Die Ausgrabungen auf dem Penningsberg".

Eurasia Septentrionalis Antique, XI, Helsinki 1937, Zeitschrift für Erforschung der osteuropäischen und nordasiatischen Archäologie und Ethnographie. — Aus dem reichhaltigen Band seien nur einige besonders wichtige Arbeiten herausgegriffen. U. a. A. M. Tallgren, „The Artic Bronze Age in Europe" und „Studies of the Pontic Bronze Age", ferner N. Vulpe, „Civilisation precucuténienne récemment découverte à Izvoare en Moldavie" und M. v. Roska, „Der Bestand der skytischen Altertümer Siebenbürgens".

Fornvännen, Meddelanden Från K. Vitterhets Historie Och Antikvitets Akademien. Jahrg. 32, 1937.

Aus dem sehr reichhaltigen Band sollen hier nur die für den Vorgeschichtsforscher und -freund wichtigsten Beiträge angeführt werden. G. Ekholm, „Romerska Glasvaror I Skandinavien", behandelt die Einfuhr römischer Gläser in Skandinavien während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. — K. Kjellmark, „Förhistoriska Hyddbottnar I Djurle Myr, Ö. Torsås Socken, Kronobergs Län", berichtet über zwei schon 1922 untersuchte Hüttenböden aus dem genannten Småländer Torfmoor, die aller Wahrscheinlichkeit nach der älteren Bronzezeit angehören. — A. Wiberg, „At Festa Skip", eine Studie zum altnordischen Begräbnisritual, wendet sich gegen die Auffassung, in diesem Brauch eine Totenfurcht zu sehen und deutet die sog. helskór als bloße „Totenschuhe", d. h. „für den Aufenthalt im Grabe" bestimmt. — In „En Västgötsk Ryttargrav Från Romersk Järnålder" veröffentlicht B. Nerman einen bisher unbeachteten Fund aus Essunga, der vermutlich in das 3. Jahrhundert n. d. Ztr. zu setzen ist. — A. Nordén, „Söderköpingsstenen", untersucht in seinem Beitrag einen neugefundenen Runenstein mit einer für magisch angesehenen Inschrift wohl aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts n. d. Ztr. — In dem Aufsatz „Vartill Har Balkåkrapjäsen Använts?" tritt B. Nerman für die Verwendung des bekannten Bronzefundes aus Balkåkra als Trommel ein. — F. Hansen, „En Märklig Skånsk Brandgrav", berichtet über das erste bisher aus Schonen bekannte Brandgrab mit ausgeprägtem Steinkisteninventar. — E. B. Lundberg, „En Gårdsanläggning Från Järnåldern På Gotland", gibt einen Überblick über die Ausgrabung dreier Hausgrundrisse aus der älteren Eisenzeit auf der Insel Gotland im Sommer 1935. — Unter den kleineren Mitteilungen sei auf H. Widéen verwiesen, der die zahlreichen Münzen aus dem großen Barnhemer Hacksilberfund der Wikingerzeit (11. Jahrh.) zusammenstellt. — T. J. Arne liefert einen Bericht über die 6. Nordische Archäologenversammlung in Dänemark im Juni 1937. — K. Kjellmark bringt kurze Angaben über ein wulstverziertes Tongefäß aus Binnarebo, Ksp. Älmeboda, Län Kronoberg, das für die Datierung ähnlicher Funde in die Steinkistenzeit wichtig ist. — A. Bagge, „Västkustens Stenåldersboplatser Och Nivåförändringar" gibt an Hand der Veröffentlichungen aus den letzten Jahren eine Übersicht über die steinzeitlichen Wohnplätze der Westküste und die Niveauveränderungen.

Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik, 13. Jahrg., Nr. 22, August 1937, enthält einen Beitrag von Regierungsrat Dr. Morton, „Unser Wissen über Hallstatts vorgeschichtliche Kulturen" und von Dr. Grahmann, „Die Gliederung des Paläolithikums und die Einordnung der ältesten Klingenkulturen Deutschlands". — In Nr. 25, September 1937, findet sich eine Abhandlung von Dr. H. Groß, „Neue Ergebnisse ostpreußischer Späteiszeitforschungen". — In Nr. 26/27, September 1937, setzt sich Professor v. Heine-Geldern mit der Frage „Die Wanderung der Arier nach Indien in archäologischer Betrachtung" auseinander. — Nr. 29, Oktober 1937, bringt eine Anzahl vorgeschichtlich interessanter Aufsätze. Professor Krencker berichtet über „Ein Stammesheiligtum der Treverer in Trier". — Professor Menghin liefert einen kurzen Beitrag zur „Urgeschichte Vorarlsbergs". — Die Ausgrabungen auf der „Werla, Pfalz und Heerburg Heinrichs I." werden von Dr. ing. Steckeweh behandelt. — Professor Birkner nimmt Stellung zu dem „Indogermanenproblem". — Über „Die vorgeschichtlichen Haustiere der Kelchalpe bei Kitzbühel in Tirol" unterrichtet uns Professor Amschler. — Aus Nr. 30, Oktober 1937, sei hingewiesen auf die Aufsätze „Neuere Untersuchungen zur Schiffsbaukunst in der nordischen Bronzezeit" von Marinebaurat Köhler und „Prähistorische Obsidianwerkstätten in der Ostslowakei" von Dr. Skutil. — Nr. 31, November 1937, bringt ebenfalls vorgeschichtliche Beiträge. Dr. Zotz behandelt „Das alpine Paläolithikum in Jugoslawien". — Professor Graf v. Stauffenburg wendet sich der Persönlichkeit „Theoderichs des Großen" zu. — Professor Schwarz geht auf „Die Zeit der Bairischen Einwanderung in Noricum" ein. — In Nr. 34, Dezember 1937, kommt Dr. Piesker zu Worte über „Haus- und Hüttengrundrisse aus der Stein- und Altbronzezeit Niedersachsens". — 14. Jahrgang, Nr. 2, Februar 1938, enthält einen Hinweis von Dr. Agde auf die „Vorkeltischen Germanen in Süddeutschland". — In dem Aufsatz „Was wissen wir über das Blutbad von Verden?" vertritt Professor Bauer die unhaltbare Ansicht, daß es sich nicht um Hinrichtung, sondern um Deportation der 4500 Sachsen durch Karl den Franken gehandelt habe. — In Nr. 3,

Februar 1938, versucht O. S. Reuter mit seiner Ausführung „Das Vorgebirge von Thule", die geographische Lage des sagenhaften alten Thule zu ermitteln. — Nr. 4, Februar 1938, bringt einen Beitrag von Professor Franz „Münzen aus spätgermanischer Zeit in Böhmen". — In Nr. 5, Februar 1938, behandelt Professor Engel das Thema „Die vorgeschichtliche Ostgrenze der baltischen Völker". — In seinem Beitrag „Warum missionieren in Deutschland irische Mönche?" versucht Prof. Dr. Menke-Glückert den Nachweis einer aus der Keltenzeit herrührenden germanisch-überschichteten Besiedlung Sachsens. — In Nr. 6, Februar 1938, schreibt Professor Schaffran über „Langobardische und nachlangobardische Kunstdenkmäler in Tirol und Kärnten". — Auf „Die Vorgänge in Verden 782" geht Professor Lintzel ein, im Sinne der gültigen Geschichtsauffassung von dem dort unter den Sachsen tatsächlich angerichteten Blutbad.

Germanien, Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens. Leipzig. — Das Juliheft 1937 enthält wichtige Abhandlungen u. a. von O. Höfler, „Ein Bild der gesamtgermanischen Kultur (zu W. Grönbech, Kultur und Religion der Germanen, Hamburg 1937)", Dr. W. v. Stokar, „Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues" und Dr. E. Hertel, „Vom Sinn der germanischen Namengebung". — Im Augustheft 1937 schreibt O. S. Reuter über „Die Urkunde des Himmels". — Aus dem Septemberheft 1937 seien die Abhandlungen genannt: „Sippe und Kriegerbund" und „Der Ursprung des Hexenwahns" von B. Dultz. — Das Oktoberheft 1937 bringt bemerkenswerte Aufsätze u. a. von Professor Schaffran, „Das Westgoten-Reich in Spanien", J. Hashagen, „Frühgermanische Wehrhaftigkeit", Dr. W. Meinhold, „Von den Jomswikingern und ihrer Zeit". — Es folgt ein Bericht: „Tracht und Schmuck im Leben der nordischen Menschen" — Grundgedanken vom 2. Nordischen wissenschaftlichen Kongreß Lübeck. — Im Novemberheft 1937 finden wir u. a. Beiträge von M. Ninck, „Balder", Professor H. Weinert, „Unsere letzteiszeitlichen Cro-Magnon-Vorfahren und die Frage der Neger-Entstehung", Misch Orend, „Schlange und Herz als Sinnbild" (Schluß im Dezemberheft 1937). — Aus dem Januarheft 1938 seien herausgegriffen der Bericht über die Ausgrabungen der Schutzstaffeln u. a. in Bensdorf-Köln, Alt-Christburg, Bärhorst bei Nauen, Lontal (Württemberg) und Hohen-Michele (Württemberg). — An Einzeldarstellungen sei verwiesen auf F. Mühlhofer, „Pflanzenbau während der Eiszeit. Ein Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues", der an den Aufsatz von Dr. v. Stokar (Juliheft 1937) anknüpft, V. Kellermann, „Der Hirsch im germanischen Volksglauben" und Professor Weinert „Der neue Affenmensch ‚Afrikanthropus'". — Das Februarheft 1938 bringt Aufsätze von A. Steinmann, „Ein nordischer Gestirnskalender", J. O. Plaßmann, „Hunen und Engern in Soest", Dr. H. Schroller, „Die sächsische Königspfalz Werla bei Goslar und ihre Ausgrabungen" und F. Mühlhofer, „Pflanzenbau während der Eiszeit" (Schluß).

L'Anthropologie, Paris, Tome 47, Nr. 3—4. — An Hand der Bodenfunde entwirft J. Philippe in seinem Aufsatz „Le Fort-Harrouard" ein Bild der Besiedlung von der Jüngeren Steinzeit bis um 400 n. d. Ztr. — Nr. 5—6 bringt einen Beitrag von H. Obermaier, „Nouvelles Études sur L'Art Rupestre Du Levant Espagnol". — Anschließend behandelt H. V. Vallois „La Durée De La Vie Chez L'Homme Fossile".

Mainzer Zeitschrift, herausgegeben vom Mainzer Altertumsverein, dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum, dem Altertumsmuseum der Stadt Mainz und dem Mainzer Stadtarchiv, Jahrg. XXXII, 1937, enthält einen Beitrag von G. Behrens über „Die Wangionensiedlung Alzey in Rheinhessen". — v. Toepfer berichtet über „Die Neuaufstellung der jungsteinzeitlichen Kulturen Deutschlands im Römisch-Germanischen Zentralmuseum, Mainz" und geht dabei kurz auf die methodische Seite der musealen Aufgabe ein.

Mannus, Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte, Leipzig, 29. Jahrg., 1937. — Aus Heft 3 seien besonders genannt: Dr. C. Umbreit, „Zur Herkunft der dünnackigen Feuersteinbeile in der Mark Brandenburg". Er verficht die Meinung, diese unter Ausschaltung der nordischen Entwicklungsreihe über das spitznackige Beil aus einer bodenständigen Spalter- bzw. spalterähnlichen Flachbeilform herleiten zu müssen. — Dr. R. Stampfuß behandelt die nicht unbeträchtlichen „Neufunde der Urnenfelderkultur am Niederrhein", wo sie mit dem Formengut der westwärts vordringenden Germanen zusammentrifft. — Dr. P. Paulsen sucht in seinem Beitrag „Die Wikingerlanze von Termonde in Belgien" dem religiösen Gehalt der bei ihrer Verzierung verwandten Sinnzeichen wie dem der Kampf- und Volkssymbole überhaupt nahezukommen. — Dr. C. Krumbeins Aufsatz beschäftigt sich mit der „Geometrie im vorgeschichtlichen Kunsthandwerk", ohne deren Kenntnis die vollendete Ausführung selbst schwierigster Formen oder Muster schlecht denkbar ist. — Heft 4 bringt wichtige Beiträge u. a. von Dr. R. Buchner über „Das Geschichtsbewußtsein der Germanen", deren treue mündliche Überlieferung den schriftlichen Quellen der Mittelmeervölker gleichwertig zur Seite steht. — Dr. C. A. Nordmans Ausführungen über „Germanen und Finnen in der Vorgeschichte Finnlands" sind bereits von seinem im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte am 7. April 1937 in Berlin gehaltenen aufschlußreichen Vortrag her bekannt. — In „Der Ursprung der sächsischen Keramik" legt K. Waller überzeugend dar, daß der auffällige Stilwechsel bei der Tonware des 1. und 2. bzw. 3. und 4. Jahrhunderts n. d. Ztr. im Niederelbegebiet auf einer politischen Einbeziehung des alten Chaukenlandes unter die Herrschaft der eigentlichen Sachsen zurückzuführen sei. — Von L. Olenroth liegt ein Beitrag „Zum Hausbau des frühen Mittelalters in Süddeutschland" vor. — W. v. Stokar gibt in seiner Abhandlung über „Fette, Fettsäuren und ihre Auswertung für die Vorgeschichte" neue Einblicke in die vielversprechende Arbeit der chemischen Laboratorien. — Einen wichtigen Beitrag zu der in der rumänischen Geschichtsschreibung stark umkämpften Frage der germanischen Besiedlung Daciens bringt Professor C. Giurescu in „Das westgotische Grab von Chiojdu in Rumänien".

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, LXVIII. Bd., I.—II. Heft, 1937, bringt einen Aufsatz von H. Preidel, „Das Begräbnis eines wikingischen Kriegers in Saaz, Böhmen" mit einem Ausblick auf die damaligen politischen Geschehnisse.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, Leipzig, 12. Jahrg., September 1937, Heft 3. — R. Moschkau berichtet über eine neugefundene „verzierte Frühlatènefibel von Rötha bei Leipzig". — Aus Professor Radigs Feder liegt ein kurzer Beitrag über „Die Muldengaue als Burgwall-Landschaften" vor. — Heft 4, Dezember 1937: E. Lehmann schildert in „Tracht und Schmuck" den Verlauf des 2. Nordischen wissenschaftlichen Kongresses in Lübeck, 1937.

Mitteldeutsche Volkheit, Hefte für Vorgeschichte und Volkskunde, Burg bei Magdeburg, Jahrg. 1937. — In Heft 4/5 nimmt W. Schulz eindringlich Stellung zu der bedauerlichen, selbst heute noch anhaltenden „Verminderung unseres Besitzes an vorgeschichtlichen Denkmalen". — Wichtige Grabungsberichte aus frühdeutscher Zeit geben Dr. H. Butschkow, „Die Kaiserpfalz Tilleda" und Dr. P. Grimm, „Die Untersuchungen an der Wüstung ‚Hohenrode' bei Grillenberg im Südharz". — Aus dem 6. Heft sei die Abhandlung von Dr. Bicker, „Die Mittlere Steinzeit in Mitteldeutschland und ihre Beziehungen zum deutschen Osten" besonders hervorgehoben, in der er mitteldeutsche nordische Kultureinströmungen nach Schlesien bereits in mesolithischer Zeit nachzuweisen sucht. — W. A. v. Brunn, „Zur Herkunft unserer Hausurnen", betont deren nordischen Ursprung. — Einen Hinweis auf die geistige Einstellung unserer Vorfahren gibt W. Schulz in „Würfeln und Loswerfen bei den Ger-

manen". — Beiträge zu der auffälligen Erscheinung der sog. „Näpfchensteine" bringen ferner Dr. Grimm und Dr. Gandert.

Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, Leipzig, 13. Jahrg., 1937. — In Heft 7 berichtet C. Streit über die Neufunde aus Böhmen vom Jahre 1936, desgleichen K. Schirmeisen über diejenigen aus Mähren. — Heft 8 1937 bringt die mit Hilfe neuzeitlicher physikalischer Methoden erfolgte „Untersuchung eines Bernsteinschmuckes der älteren Bronzezeit von Leopoldsdorf in Niederösterreich" durch St. Loos und K. Willvonseder. — F. Wagner gibt in „Bayern rechts des Rheins" einen Überblick über die dort erzielten letzten Grabungsergebnisse. — Aus Heft 9 1937 ist namentlich auf den Beitrag von K. Willvonseder, „Die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Österreich 1936" hinzuweisen. — Heft 10/11 1937 bringt außer amtlichen Mitteilungen eine Nachrichtenreihe über Neufunde. Davon seien hier besonders genannt: L. Zotz, „Neue bandkeramische Funde", W. Nowothnig, „Neue schnurkeramische Funde aus Schlesien", W. Boege, „Eine neue spätgermanische Gefäßform" und nochmals Nowothnig, „Zur Besiedlung des Nimptscher Landes in vor- und frühgeschichtlicher Zeit".

NS.-Monatshefte, Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP., München, Heft 88, Juli 1937. — Beachtung verdient namentlich der Beitrag von Dr. H. Grabert, „Ein Mönch wider Kloster und Kirche". Er behandelt an Hand der Quellen einen germanischen Charakterprotest zur Karolingerzeit, der für jene Zeit eines geistigen Umbruches sehr aufschlußreich ist. — Aus Heft 92, November 1937, sei hingewiesen auf Dr. H. Strobel, „Tracht und Mode" (nach einem Vortrag des Verfassers auf dem 2. Nordischen wissenschaftlichen Kongreß „Tracht und Schmuck", Lübeck 1937 und Prof. Dr. B. Schier, „Vorgeschichtliche Elemente in den europäischen Volkstrachten".

Proceedings of the Prehistoric Society for 1937 (January-June) enthält wichtige Beiträge u. a. von St. Piggott, „The Excavation of a Long Barrow in Holdenhurst Parish, near Christchurch Hants" — C. M. Piggott nd W. A. Leaby, „Early Iron Aue Site af Southrote, Reading" — T. T. Patterson, „Studies in the Palaeolithic Succession in England, Nr. 1, The Barnham Sequence". — In einem Sonderabschnitt „Current Prehistory" wird u. a. ein kurzer Überblick gegeben über „The Introduktion of Metallurgyto Britain" und „The Neolithic Sequence in Württemberg" mit besonderer Berücksichtigung der Grabungsergebnisse aus dem Federseemoor.

Rasse, Monatsschrift der nordischen Bewegung, Leipzig und Berlin, 4. Jahrg., 1937. — Heft 7/8 enthält einen Beitrag von Ministerialrat Dr. E. Menke-Glückert zu der Frage „Saßen einmal Kelten in Sachsen?", die er auf Grund sprachlicher Belege bejaht. — Aus Heft 9 1937 ist auf die Arbeit von Professor Hoffmann, „Rassenkunde und Seelenforschung" hinzuweisen. — In Heft 11 1937 finden wir einen kurzen Bericht über den 2. Nordischen wissenschaftlichen Kongreß „Tracht und Schmuck" in Lübeck. — Heft 12 1937 bringt einen kurzen Beitrag von K. Schneider über „Die Urheimat der Indogermanen", hauptsächlich auf der Sprachforschung fußend, und von M. Hesch, „Zur Auswirkung der nordischen Rasse im Römertum der Zeitenwende, Betrachtung einer Bildreihe". — Im 5. Jahrg., Heft 2 1938, nimmt Dr. Frenzel Stellung zu der in Heft 7/8 des Vorjahres angeschnittenen Frage „Saßen einmal Kelten in Sachsen?"

Sudeta, Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, Reichenberg, Jahrg. XIII, 1937. — Heft 2 bringt einen Aufsatz von J. Kollmann, „Zu den Maskenfibeln der Frühlatènezeit", die von der Verfasserin als arteigene keltische Kunstschöpfung aufgefaßt werden. — Es folgen ausführliche Schrifttums- und Fundangaben. — In Heft 3 gibt L. Franz einen Überblick über die „Vorgeschichtsforschung in der Tschechoslowakei" von ihren ersten Anfängen. — M. Jahn entwirft ein anschauliches Bild von den bisher viel zu wenig beachteten „Rätischen Kultureinflüssen in Böhmen und Schlesien während des letzten vorchristlichen Jahrhunderts".

Volkstum und Heimat, Zeitschrift für nationalsozialistische Kulturarbeit. Neue Folge der Zeitschrift „Das Land", Jahrg. 46. — Heft 11 1937 enthält Beiträge von W. Hirschfeld, „Sippenzeit", der zur Neubelebung des Familiengedankens auf germanische Anschauungen zurückgreift, ferner A. Bretschneider, „Sippengräber", die einzelne Sagen um die steinernen Totenhäuser der Frühzeit beleuchtet. — Heft 12 1937 steht im Zeichen des Weihnachtsbrauchtums.

Volk und Rasse München. — In Heft 1, Januar 1938, entwirft Professor W. Capelle mit seinem Aufsatz „Die Hunnen und Attila, Wesen von Volk und Führer", ein geschichtliches Bild aus der Zeit der Hunnenstürme. — Fortsetzung und Schluß „Attilas Taten und Tod, Zerfall des Hunnenreiches" folgen in Heft 2, Februar 1938.

Wiener Prähistorische Zeitschrift, Wien, XXIV. Jahrg., 1937, 1. Halbjahresheft. — „Zur Frage der Protolithischen Knochenwerkzeuge" äußern sich F. Mühlhofer und A. Schmidt. — O. Eichhorn berichtet über ein 1936 ausgegrabenes und durch seinen Bau besonders bemerkenswertes „Mittelbronzezeitliches Hügelgrab bei Mies im Egerlande". — Eine lehrreiche Zusammenstellung von „Keltischem Silbergeld in Noricum" liefert der Aufsatz von K. Pink. — Aus dem 2. Halbjahresheft 1937 verdient vor allem die Abhandlung von A. Barb, „Spuren alter Eisengewinnung im heutigen Burgenland" hervorgehoben zu werden. — Genannt sei ferner H. Zopfe, „Spuren neolithischer Besiedlung auf Zante".

Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen, Stuttgart, Jahrg. 1937, Heft 3 enthält einen kleinen Aufsatz bei B. Škerlj, „Pithecanthropus und Homo". Er stellt darin fest, daß der Neandertaler kein direkter Vorfahr, sondern ein Vetter unserer eigentlichen Ahnen sei. — In Jahrg. 1938, Heft 1 gibt Professor E. Loth einen „Beitrag zur Kenntnis der Weichteilanatomie des Neandertalers".

Gerda Merschberger

Nachrichten

Die Illyrer in Ostdeutschland

Nachdem noch vor wenigen Wochen Carl Schuchhardt von neuem seine eigenwillige These vom germanischen Charakter der sog. Lausitzer Kultur der Bronzezeit vorgetragen hatte, konnte der Vortrag von Professor Radig aus Elbing am 16. Februar 1838 über „Das Volkstum der Lausitzer Kultur" vor dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte besonderes Interesse beanspruchen. Einleitend setzte der Redner sich scharf ab von den Zweckbehauptungen gewisser polnischer Forscher, die gar zu gerne jene alte eigenständige Kultur, wie sie in der Bronze- und Älteren Eisenzeit weite Teile Ostdeutschlands füllt, den „Urslawen" zuteilen möchte. Er schilderte an Hand von Karten und Fundbildern Ausdehnung, Kultur und Wirtschaft dieses Volkstums, das von Polen bis zur Saale und von der südlichen Mark bis nach Böhmen reichte, und zeigte, wie es sich klar sowohl von seinen baltischen Nachbarn im Osten wie von den urgermanischen im Norden und Westen unterscheiden läßt. Gewiß sind auch enge Beziehungen zu den Germanen festzustellen, die aber, soweit die Ähnlichkeiten nicht auf die gleichen indogermanischen Wurzeln zurückgehen, aus der Nachbarschaft erklärt werden können. Das von Schuchhardt neuerdings vorgebrachte Material sei großenteils wenig typisch, und willkürlich zusammengestellt, seine Beweisführung daher nicht stichhaltig. Orts- und Flußnamen

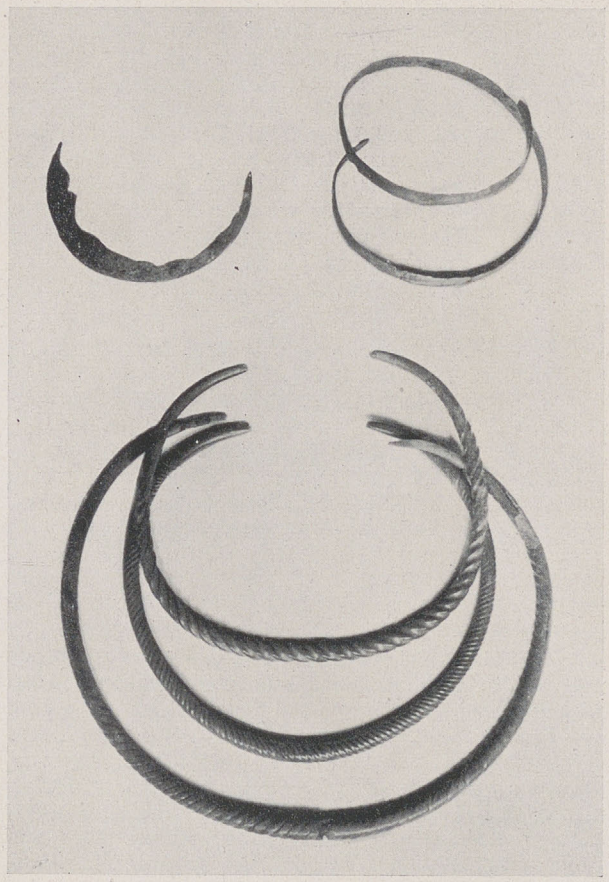
wie Netze, Neiße, Trawa, Oppa und viele andere lehren uns, daß hier einmal Illyrer gewohnt haben, und die Beziehungen der illyrischen Sprache gerade zum Baltischen und Germanischen finden in der Lage der „Lausitzer Kultur" zwischen beiden Völkern ihre geschichtliche Bestätigung.

Daß die Illyrer späterhin stark in dem keltischen Raum gewirkt haben und weiterhin nach Italien und bis in die Balkanhalbinsel vorgestoßen sind, steht fest, wenn wir auch die Wege im einzelnen an den Funden noch nicht verfolgen können. Seit Beginn der Eisenzeit (800) sind die Nordillyrer dem Ansturm der Ost- und Westgermanen erlegen. Der Brand ihrer mächtigen Burgen erzählt von diesen Kämpfen, die auch ein Beweis für die völkische Verschiedenheit der „Lausitzer" und der Germanen sind. Es ist nichts mit der Behauptung gewisser Utopisten über das „Wendentum" oder gar „Urslawentum" dieser bronzezeitlichen Kultur, aber auch Schuchhardts Germanenthese ist unhaltbar. So sicher wir überhaupt in vorgeschichtlicher Zeit Völkernamen und Kulturgruppen verbinden können, so sicher sind die Träger der Lausitzer Kultur Illyrer.

Neue Funde bei Sangerhausen

Bei Ausschachtungsarbeiten in der Kühnauschen Tongrube in Sangerhausen wurde ein bronzezeitlicher Depotfund durch Arbeiter freigelegt. Es wurden drei Halsringe von seltener Schönheit, sowie eine einmal gewundene Armspirale und ein halber Hohlarmreif in einer Tiefe von ca. 45 cm unter der Ackeroberfläche aufgefunden. Leider wurde durch die Arbeiter der größte der Halsringe in zwei gleiche Hälften zerbrochen.

Die Halsringe haben einen Durchmesser von etwa 18 cm, 14 cm und $13^1/_2$ cm, ein Gewicht von 110, 90 und 73 g. Die Funde sind der Älteren Bronzezeit und zwar der Aunjetitzer Kulturstufe zuzurechnen.



HALS- UND ARMRINGE *Sangerhausen*

In der gleichen Tongrube wurden am 17. März 1937 zwei Hockergräber aufgefunden, die derselben Kulturstufe angehören. In einem Grab befanden sich die zwei Gefäße mit Henkeln, in dem zweiten Grab befand sich ein Gefäß ohne Henkel.

Eine der späteren Germanischen Zeit zugehörige Siedlungsstelle wurde durch Auffindung von zwei Gefäßen (einer Fußschale und einer Fußtasse) im Dezember 1937 freigelegt. Beim Setzen von Grenzsteinen an der neuen Gannabrücke an der Reichsstraße 80 wurden die leider zu Bruch gegangenen Gefäße in einer Tiefe von etwa 40 cm unter der Ackeroberfläche aufgefunden. Die Scherben sind von schwarzer Farbe und sehr dünnwandig und konnten wieder zusammengesetzt werden.

Die Fundstelle ist überlagert von einer späteren slawischen Siedlung und einer noch späteren mittelalterlichen Wohnstätte der Wüstung Kyselhausen.

62 Hünengräber unter Schutz gestellt

Auf Grund des Reichsnaturgesetzes und seiner Durchführungsverordnung sollen 62 Hünengräber als Landschaftsteile in die Landschutzkarte des Kreises Schleswig eingetragen und dem Schutze des Reichsnaturschutzgesetzes unterstellt werden. Die Gräber liegen im Bereich der Gemeinden Bollingstedt, Busdorf, Ellingstedt, Fahrdorf, Groß-Dannewerk, Groß-Rheide, Husby, Idstedt, Ketelsby, Klein-Rheide, Kurburg, Lottorf, Moldenot, Neuberend, Niederselk, Norderstapel, Nübel, Oberselk, Schalby, Schleswig, Schuby, Stolk, Struxdorf, Süderfahrenstedt und Torsballig.

Eine Walfischharpune der Urgermanen?

Vor einiger Zeit wurde der wissenschaftlichen Gesellschaft in Trondheim ein aus dem Fillfjord aufgefischtes stark oxydiertes Fundstück zugesandt, das sich jetzt nach gründlicher Untersuchung als ein wertvolles Kulturdenkmal aus urgermanischer Zeit erwiesen hat. Es handelt sich um ein etwa 30 cm lange bronzene Speerspitze mit Widerhaken, die nach dem Gutachten von Fachgelehrten wohl zu einer Harpune gehört haben könnte, mit der man Walfische, Robben und Seehunde jagte.

Eine Kiekebuschstraße in Köpenick

Zu Ehren des vor 2 Jahren verstorbenen Berliner und Märkischen Vorgeschichtsforschers Dr. Walter Kiekebusch wird die Kaiser-Friedrich-Straße in Berlin-Köpenick in Kiekebusch-Straße umbenannt.

Museum für Urgeschichte in Mannheim

Die Stadtverwaltung Mannheim hat sich entschlossen, ein Museum für Urgeschichte einzurichten. Es erhält seinen Sitz im ehemaligen Zeughaus, das umgebaut wird. Das Erdgeschoß des neuen Museums bekommt eine rassengeschichtliche Abteilung. Bedeutung und Ausbreitung der nordischen Rasse werden anschaulich dargestellt werden.

Der neue Präsident des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches

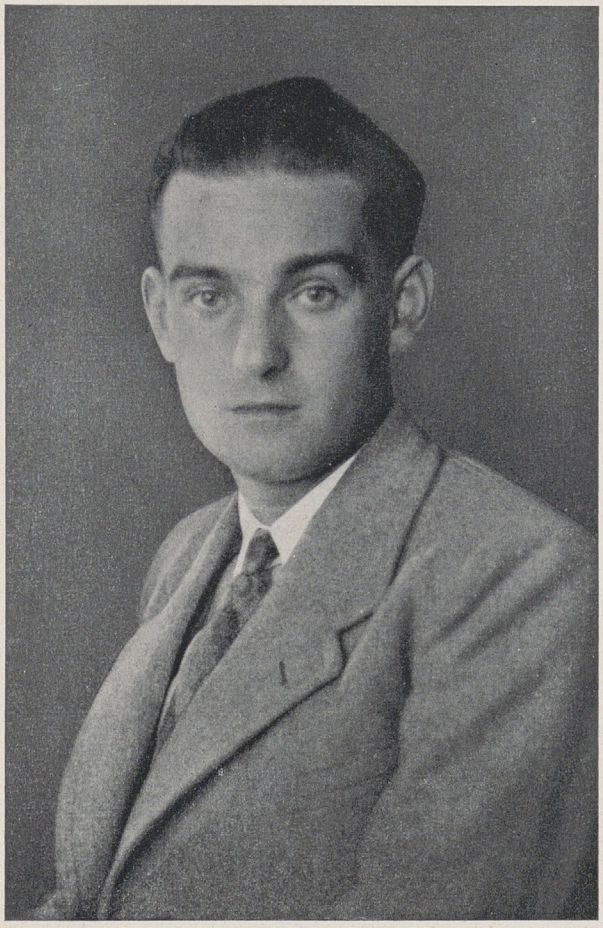
Zum Nachfolger des 1937 verstorbenen Präsidenten des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, Staatsrat Geheimrat Theodor Wiegand, wurde der klassische Archäologe Dr. phil. Martin Schede, vormals Direktor der Abteilung Istambul des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, ernannt. Schede, der im 55. Lebensjahr steht (geb. am 20. Oktober 1883 in Magdeburg), hat seit dem Tode Wiegands die Leitung des Archäologischen Institutes bereits kommissarisch geführt.

Ausgrabung bei Phillipsburg in Baden

Um die Geschichte der ersten Siedlungen auf dem Platze von Phillipsburg klarstellen zu können, plant die Stadt Phillipsburg zu ihrer 600-Jahrfeier großzügige Ausgrabungen. Im Einvernehmen mit dem Forstamt werden die Hügelgräber aus der Hallstattzeit im Walde zwischen Phillipsburg und Huttenheim unter Leitung des Bezirksdenkmalpflegers für Vor- und Frühgeschichte, Hauptlehrer Bauer, ausgegraben. Die politischen Leiter von Phillipsburg werden diese Ausgrabung durch freiwillige Arbeitsleistung ermöglichen.

Landesleiter Dr. R. Stampfuß zum Professor ernannt

„Die Erforschung der germanischen Landnahme am Niederrhein steht noch in ihren Anfängen. Es ist unverständlich, daß gerade das Niederrheingebiet, die Landschaft, in der die Entstehung der Germanen in geschichtlichem Sinne liegt, wo die jahrhundertelangen Kämpfe der Germanen gegen die Fremdherrschaft sich abspielten, zu den vorgeschichtlich am schlechtesten erforschten Gebieten unseres Vaterlandes zählt." Diese Worte, die der eben zum Doktor promovierte Rudolf Stampfuß im Mai 1928 vor seine Veröffentlichung des germanischen Hügelgräberfeldes von Diersfordt (Kreis Rees) setzt, kennzeichnen die Lage der rheinischen Vorgeschichtsforschung zu der Zeit, als der 24jährige seine Arbeit am Niederrhein aufnahm. Sie sind aber auch gleichzeitig ein Programm, das er seitdem in rastloser Arbeit erfüllt hat.



Am 3. November 1904 in Hamborn geboren, hatte Rudolf Stampfuß nach Ableistung seiner Schulzeit am Hamborner Realgymnasium in Berlin und später in Tübingen Vorgeschichte, Geologie und Geographie studiert und dort schließlich im Juli 1927 mit einer Arbeit über „Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland" sein Doktorexamen gemacht. Hubert Schmidt, R. R. Schmidt und Hans Reinerth, besonders aber Gustaf Kossinna, waren seine Lehrer, und mit dem ihm eigenen Schwung nahm er als jüngster Kossinna-Schüler den Kampf um die Geltung der deutschen Vorgeschichte gegen den Romanismus dort auf, wo dieser seine stärksten Burgen hatte.

Zweifach hat er diesen Kampf geführt, mit den Waffen der Wissenschaft und mit den Mitteln einer volkstümlichen Schulung durch Vortrag, Museumstätigkeit und allgemein verständliche Schriften. Wenn wir heute z. B. wissen, daß die Germanen bereits um 800 v. d. Ztr. den Niederrhein erreicht und überschritten haben, so ist das vor allem den Ausgrabungen und Forschungen R. Stampfuß' zu verdanken. Im vergangenen Jahr gelang ihm bei Dinslaken die Ausgrabung des ersten germanischen Hauses aus der Zeit um 100 n. d. Ztr. am Niederrhein. Neben dieser Tätigkeit, deren Ergebnisse in zahlreichen Veröffentlichungen und Zeitschriftaufsätzen vorliegen, hat Stampfuß vor allem als Museumsmann musterhaft gewirkt. Am 1. Mai 1928 übernahm er das Städtische Museum seiner Heimatstadt, das er zwei Jahre lang leitete, um dann bis Oktober 1933 die Heimatmuseen in Duisburg und Hamborn zu betreuen.

Nur wer weiß, wie sehr das vorgeschichtliche Museumswesen im allgemeinen und ganz besonders im Rheinland im argen lag, kann die Leistungen Stampfuß' richtig ermessen. Während die Landesmuseen in erster Linie der Aufstellung römischer Kulturhinterlassenschaften dienten, die in einer verwirrenden Fülle die Säle füllten, hat er das Germanische bewußt in den Vordergrund gestellt. Es kam ihm auch nicht auf die Masse des Ausgestellten an, sondern auf Klarheit und Lebendigkeit, die durch geschickte Auswahl und gute Beschriftung erzielt wird. Der Beschauer sollte nicht erdrückt werden von der Fülle alter Töpfe und Steinbrocken, sondern zu stolzer Freude und innerer Anteilnahme an das Erbe seiner Väter herangeführt werden. Nachbildungen von Grab- und Hausanlagen wie von Schmuckstücken und Waffen wurden bald als das gegebene Mittel solcher Darstellung erkannt. So ging Stampfuß in einer Zeit, da die germanische Vorgeschichte gerade im Rheinland auf härteste Widerstände traf, bewußt neue Wege, und sein Duisburger Museum wurde trotz der geringen Größe eines der besten und bestbesuchten nicht nur des Rheinlandes.

Als 1932 im Kampfbund für Deutsche Kultur Alfred Rosenbergs eine Fachgruppe Vorgeschichte einrichtete, war Rudolf Stampfuß einer der ersten, die ihrem Leiter Professor H. Reinerth seine Mitarbeiter zur Verfügung stellten. Mit der nach der Machtübernahme vorgenommenen Zusammenlegung der alten Kossinna-Gesellschaft für Vorgeschichte und der jungen Fachgruppe des Kampfbundes zum Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte wurde er Landesleiter Rheinland der neuen Organisation und Mitherausgeber ihrer wissenschaftlichen Fachzeitschrift „Mannus". Durch Vorträge in seinem weiten Gebiet dient er seitdem der Schulungsarbeit der NSDAP. und dem Reichsbund im Rheinland. Für den NS.-Lehrerbund bearbeitet er ebenfalls die vorgeschichtlichen Fragen. Dazu wurde er 1935 Dozent für Vorgeschichte an der Hochschule für Lehrerbildung in Dortmund. Im gleichen Jahre erschien als Dankesgabe des Schülers an seinen verstorbenen Meister das anschauliche Büchlein „Gustaf Kossinna, ein Leben für die deutsche Vorzeit" (C. Kabitzsch-Verlag). Ein Jahr vorher war die bereits im Juli 1933 abgeschlossene „Rheinische Vorzeit" als Leitfaden für den rheinischen Lehrer erschienen und damit einem dringenden Bedürfnis abgeholfen worden. Seit 1936 bearbeitet er auch vorgeschichtliche Karten für den Schulunterricht, von denen die ersten vier (Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit) mit ausführlichen Anweisungen für den Lehrer bereits erschienen sind, drei weitere demnächst erscheinen (Verlag Wachsmuth-Leipzig).

Es ist nur einiges aus der reichen Tätigkeit des Forschers und Lehrers, das wir hier genannt haben. Mag ihm die Tätigkeit in seiner rheinischen Heimat auch nicht immer leicht gewesen und gemacht worden sein, er hat stets fest auf seinem Posten ausgehalten und weitergearbeitet. Wir freuen uns, daß er jetzt in wohlverdienter Anerkennung seiner Leistungen mit dem Professortitel ausgezeichnet wurde.

Reichsamtsleiter Professor Reinerth eröffnete die Ausstellung „Lebendige Vorzeit" und das Neandertalmuseum in Düsseldorf

Die Wanderausstellung „Lebendige Vorzeit" des Amtes für Vorgeschichte und des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte ist nunmehr von Hannover nach Düsseldorf überführt worden. Hier wird sie in der Zeit vom 5. März bis zum 5. Mai vom Gauschulungsamt Düsseldorf der NSDAP. in Verbindung mit der Düsseldorfer Stadtverwaltung in der Städt. Kunsthalle durchgeführt. Bei der feierlichen Eröffnung der Ausstellung am Vormittag des 5. März begrüßte Gauschulungsleiter Brenger Gauleiter Florian und die zahlreichen Gäste. Anschließend ergriff Professor Reinerth das Wort. Er wies auf die wegweisende Förderung der Vorgeschichtsforschung durch die Partei hin, die ihre hohe politische und weltanschauliche Bedeutung bereits vor der Machtübernahme klar erkannt und dementsprechend neben der Rassenkunde in ihre Arbeit eingebaut habe. Gerade in der Westmark des Reiches — so führte der Redner weiter aus — habe die Ausstellung „Lebendige Vorzeit" eine besondere Aufgabe zu erfüllen, weil die nordisch-germanische Vorgeschichte hier allzu lange hinter der römischen zurückstehen mußte.

Am Nachmittag des gleichen Tages wurde im Neandertal bei Düsseldorf das am Eingang zum „eiszeitlichen Wildgehege" gelegene Neandertalmuseum wieder im Beisein von Gauleiter Florian und einer großen Zahl von Ehrengästen von Reichsamtsleiter Professor Reinerth eröffnet.

Ohne Zweifel gebührt dem Neandertalmuseum in der Reihe der schon bestehenden Heimatmuseen eine besondere Stellung. Als eines der wenigen liegt es an einer weltberühmten Fundstelle, nämlich dort, wo 1856 zum erstenmal das Skelett eines Eiszeitmenschen auf deutschem Boden freigelegt wurde. Bei der Eröffnungsfeier betonte Kreisleiter Dr. Berns, daß hier nicht nur die Welt des Neandertalers selber veranschaulicht werde, sondern der Eiszeitmensch in die gesamte Rassengeschichte hineingestellt worden sei.

Reichsamtsleiter Professor Reinerth betonte in grundsätzlichen Ausführungen den revolutionären Charakter der deutschen Vorgeschichtsforschung. Als man vor über 80 Jahren hier im Neandertal zum ersten Male Reste des Eiszeitmenschen fand, bedeutete das eine völlige Umwälzung des bis dahin bestehenden Weltbildes, wie es von kirchlicher Seite aufgestellt worden war. Professor Reinerth wies darauf hin, daß der urgeschichtliche Neandertaler nichts mit unseren nordisch-germanischen Vorfahren zu tun hat. Der Neandertaler ist in der Späteiszeit von den Vorfahren der nordischen Rasse überwunden worden und schon in der vorgeschichtlichen Zeit ausgestorben. Gerade diese Tatsache läßt die kulturelle Leistung unserer Vorfahren in um so hellerem Lichte erscheinen. Als Reichsbeauftragter für Vorgeschichte sprach Professor Reinerth den Vertretern von Partei und Staat seinen Dank und seine Anerkennung für die hier geleistete Arbeit aus und erklärte das „Urgeschichtliche Museum" für eröffnet.

Unter Führung des Leiters des Museums, Oberstudienrat Dr. Rein, fand anschließend ein Rundgang durch das neue Museum statt.

Bücher des Monats

Hans Weinert, Entstehung der Menschenrassen. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1938. 313 S., 192 Abb. Geh. RM. 17,—; geb. RM. 18,80.

Der bekannte Kieler Anthropologe hat in diesem Werk die vorhandenen Tatsachen zum Problem der Entstehung der Menschenrassen in gründlicher und fast erschöpfender Weise zusammengestellt. In lückenloser Reihe werden alle wichtigen auf der Erde bekannten Urmenschen- und Menschenfunde seit dem Frühdiluvium beschrieben und ihre zeitliche Einordnung versucht. Dabei wird durch jede rassengeschichtliche Zeitstufe gleichsam ein waagerechter Querschnitt gelegt, der zugleich als erdumspannende Rassenkarte wiedergegeben ist und feststellt, welche Menschenrassen in dieser Epoche vorhanden sind. Danach wird versucht, den rassischen Zusammenhang zwischen den aufeinanderfolgenden Zeitstufen zu erkennen oder abzulehnen und so bis zu der obersten Schicht zu gelangen, die als Ergebnis aller Rassenbildungen die heutigen Rassen trägt. Da der Verfasser viele wichtigen Urmenschenfunde selbst untersucht hat, ist er einer der berufensten Fachleute auf diesem Gebiet, der, ohne gewagte Kombinationen zu versuchen, mit Sachkenntnis und Klarheit alle schwierigen Fragen prüft und erörtert. Auch das von der Vorgeschichtsforschung erschlossene Kulturgut der Vorzeitmenschen wird zum Teil mit herangezogen. Besonders eingehend ist die Entstehung der nordischen Rasse (im weitesten Sinn) behandelt und ihre entscheidende Bedeutung gewürdigt. Den Schluß des Werkes bilden Ausführungen über Rassenzukunft und Rassenhygiene, wobei man freilich ein stärkeres Eingehen auf die bevölkerungspolitischen und rassengesetzgeberischen Maßnahmen des Nationalsozialismus begrüßt hätte.

Hartmut Schmökel, Die ersten Arier im Alten Orient. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1938. 88 S., 14 Tafeln. RM. 7,80.

Die Mehrzahl der orientalistischen Forscher hat bisher die mit dem ersten Auftreten der Arier im Orient zusammenhängenden Fragen wenig beachtet. Der Verfasser hat sich nun der Aufgabe unterzogen, das durch die Wandlungen unseres Geschichtsbildes brennend gewordene Problem des Alten Orients neu zu untersuchen. Nach einer Zusammenstellung der Quellen, vor allem von Keilschrifttexten aus der Mitte des 2. Jahrtausends, folgt eine Darstellung der Geschichte der ersten Arier im Orient, sowie der hethitischen und hurritisch-arischen Kultur und deren Nachwirkungen auf die assyrische und urartäische Kunst und Kultur. Die Arbeit kommt zu dem Ergebnis, daß die große sumerisch-semitische Kultur des Zweistromlandes seit Beginn des 2. Jahrtausends im Abstieg begriffen war, daß der Orient dann aber durch das Einströmen indogermanischer Völker frische Lebenskraft erhalten hat, die sich auch noch in dem Aufblühen der assyrisch-babylonischen Kultur auswirkte. Das Buch bringt zum erstenmal eine quellenmäßig belegte Darstellung der entscheidungsvollen Auseinandersetzung der indogermanischen Völkergruppen mit den altorientalischen Völkern und ist auch für die Vorgeschichtsforschung wichtig und bedeutungsvoll.

Germanen-Erbe, Heft 3, 1938 enthält Aufnahmen von: H. von Chorus, Berlin (S. 83—85, S. 86 unten, S. 87); Ausgrabungsleitung Buchau (Prof. H. Reinerth) (S. 86 oben); Hansa-Luftbild G.m.b.H., Bonn, freigegeben durch die Prüfstelle für Luftbilder im R.L.M. 27. 5. 1937 Nr. 43486 (S. 80); Museumsdir. Michaelsen, Oldenburg (Titelbild, S. 67—77); Pestalozzi-Fröbel-Verlag, Leipzig (S. 65); G. A. Spengler, Sangerhausen (S. 94); Architekt F. Wiedermann, Breslau (S. 88—89).

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5933 IV. Vj. 1937 (Pl. 1). Printed in Germany.